L. O. Germ.
958 h.

Müller

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Kleine
Romantische Erzählungen

von

A. Müller.

Nürnberg und Sulzbach,
in der J. E. Seidelschen Kunst- und Buchhandlung.
1807.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I. Der betrogene Ehemann, oder, wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

II. Liebe und Dankbarkeit. Mehr Geschichte als Roman.

III. Eine Szene aus der grossen Welt. Zur Warnung für Eltern und Kinder.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Der betrogene Ehemann,

oder

wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Eine Spanische Novelle.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Den Stoff zu dieser Erzählung lieferte mir ein kleiner, vier Bogen starker französischer Roman, der unter dem Titel: le double Cocu zu Paris im Jahre 1679 erschien. Bloß die Grundlage behielt ich bey, und arbeitete sie nach meinem Geschmacke um. Daß ich nicht übersezte, wird Jeder einsehen, dem jene Schrift bekannt ist. Ich hätte die Erzählung getrost als eigne Erfindung gelten lassen können, ohne Furcht entdeckt zu werden, allein ich hasse alles, was nur den fernsten Schein eines Plagiats an sich trägt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Nun Vetter, sagte Graf Ebro zu dem jungen Heinrich von Allmanda, habt ihr die Zeit über, als ihr schon hier seyd, noch keins unter unsern Frauenzimmern gefunden, das im Stande gewesen wäre, euch Liebe kennen zu lernen?

Ich bin fest entschlossen, gnädiger Herr, gab Allmanda zur Antwort, der Liebe mein Herz auf immer zu verschliessen. Ich bin Soldat, und hege die Meinung, daß sich die Liebe mit meinem Stande schlecht verträgt.

Weit gefehlt, Vetter. Durchgeht die Geschichte aller Völker, so werdet ihr finden, daß die verliebtesten Menschen immer die besten Soldaten waren. Um dem Gegenstande unsrer Verehrung zu gefallen, strengen wir alle Kräfte an, und unternehmen Dinge, worüber der kalte Zuschauer staunt.

Das nämliche kann auch Ehrgefühl und die Begierde nach Ruhm bey uns hervorbringen.

Ehrgefühl und Ruhmbegierde können wohl unsern Muth und Kräfte wecken, allein jene Ausdauer und Beharrlichkeit, die dazu erfordert wird, um durch keine Hindernisse sich abschrecken zu lassen, kann nur die Liebe verleihen. Kurz und gut, Vetter, ihr müßt verliebt werden, und wäre es auch nur, um nicht besser als unser Einer zu seyn.

Herzlich gerne, allein ich zweifle, daß eine unsrer Damen Lust haben wird, sich in mich zu verlieben. Ich bin unter den Waffen groß gezogen worden, und verstehe meinen Degen zu führen, aber einem Weibe Süssigkeiten vorzusagen, das, gnädiger Herr, — das verstehe ich nicht.

Das kommt daher, weil ihr es noch nie versucht habt. Glaubt mir Vetter, das ist eine Kunst, die sich von selbst erlernt. Ihr seyd jung, reich und schön, — drey Eigenschaften, die euch in jedem weiblichen Herzen zur Empfehlung dienen. Wollt ihr mich zum Werber annehmen? Ich will euch eine Schöne an die Hand geben, bey der ihr nicht übel fahren sollt.

Das bin ich überzeugt, daß ihr Geschmack habt, wenigstens an Erfahrung fehlt es nicht, allein verzeiht, eben deßwegen möchte es gefährlich seyn, eine Geliebte aus eurer Hand anzunehmen.

Es kommt auf einen Versuch an, Vetter, und den bin ich entschlossen, mit euch zu machen.

Ich habe ein Frauenzimmer für euch ausgesehen, das alle Eigenschaften besitzt, Feuer und Flamme in euer kaltes Herz zu werfen. Sie ist jung, schön, liebenswürdig, von Stande, hat Verstand. Was wollt ihr mehr? Ich gestehe, daß ich sie selbst einst zärtlich liebte, doch nun — nun ist sie mir zur Last.

Weil sie eigensinnig, eifersüchtig und zanksüchtig ist, nicht wahr? Ich danke schönstens für die Bescherung. Was Graf Ebro nicht mag, das ist für Heinrichen von Allmanda auch nicht gut genug.

Nu, nu, nicht so hitzig. Hat denn meine Frau alle die bösen Eigenschaften, von denen ihr sprecht? Was dünkt euch von Isabellen, Vetter?

Daß sie ein liebenswürdiges Frauenzimmer ist, doch ihr wollt spassen, gnädiger Herr, oder mich auf die Probe setzen. Wahr ist es, daß ich mich bemühte, durch vorzügliche Achtung mich bey eurer Gattin beliebt zu machen, allein glaubt mir, das war nicht Liebe, was ich fühlte, es war nur Dankbarkeit für all das Gute, das ich von je her in eurem Hause erhielt. Haltet ihr mich für niederträchtig genug, euch so empfindlich kränken zu wollen?

Wenn ich es aber nun nicht anders haben will. Hört Vetter, ich habe meine Absichten da-

bey, und ihr thut mir einen Gefallen, wenn ihr, solltet ihr meine Frau auch nicht lieben können, doch den Schein davon annehmt. Ihr leistet mir dadurch einen Dienst, den ich euch nicht vergessen werde. Seht mich nicht so zweifelhaft an, es ist mein Ernst. Ich glaube gerne, daß ihr mich nicht begreift, allein kommt, ich will es euch erklären.

Bey diesen Worten nahm Ebro seinen Vetter, der sich vor Erstaunen nicht zu fassen wußte, bey der Hand, und führte ihn in den entlegensten Theil des Gartens, um ungestört über diese Sache, die ihm sehr am Herzen zu liegen schien, mit ihm sprechen zu können.

II.

Sonderbar war er freylich dieser Antrag, und vorzüglich in dem Munde eines Spaniers, welches bekanntlich die eifersüchtigsten Menschen unter der Sonne sind; doch wessen ist das menschliche Herz nicht fähig, wenn es von Leidenschaften wie ein Schiff vom Sturm umher getrieben wird? Was wir heute lieben, das hassen wir Morgen. Was wir mit unsäglicher Mühe zu erwerben trachten, das eckelt uns an, wenn wir es erreicht haben. Was wir heute für gut halten, das verwerfen wir nach wenigen Tagen als böse, und durch den Genuß übersättigt, jagen wir immer nach neuen Ge-

genständen. Das kommt daher, weil unsre Augen durch die Brille der Leidenschaften die Gegenstände jede Stunde unter einem andern Gesichtspunkte erblicken.

Graf Ebro war einer der reichsten Edelleute in Spanien. Er hätte nicht nöthig gehabt zu dienen, um durch den Widerschein des Hofes einen erborgten Glanz zu erhalten, denn er war im Stande, aus eignen Mitteln einen Hofstaat zu bilden, der dem des Königs an Grösse und Pracht nur wenig nachstand. Ehrbegierde, das Verlangen zu glänzen, und andre dergleichen Leidenschaften, welche so viele Menschen bewegen, die Sklavenketten einem freyen und unabhängigen Leben vorzuziehen, brachten auch den Grafen an den Hof. Von Stufe zu Stufe stieg er in wenig Jahren — denn reiche Leute durchfliegen ihre Laufbahn, während der Arme sie mühsam durchkriechen muß, — empor, und wurde in einem Alter von dreyßig Jahren zum Statthalter oder Vizekönig, wie man es nennt, aller Spanischen Besitzungen in Amerika ernennt. Das war eine Stelle, welche ganz für ihn paßte. Seine grossen Reichthümer sezten ihn in den Stand, einen wahrhaft königlichen Aufwand zu machen, und die grosse Entfernung vom Mutterlande brachte ihm den Vortheil, daß er die Kette seiner Abhängigkeit kaum fühlte.

Ebro war übrigens ein liebenswürdiger Mann, der nur eine schwache Seite hatte, und diese war eine zu grosse Anhänglichkeit an das schöne Geschlecht, verbunden mit der größten Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit in der Liebe. Er flog von einem Gegenstande zum andern. Da gab es am Spanischen Hofe keine Schönheit von einiger Bedeutung, für die er nicht einige Tage wenigstens geseufzt hätte, und überall wurde er erhört. Er war jung, schön und reich, ist das nicht genug, ihm in jedem weiblichen Herzen den Eingang zu verschaffen? Nirgends konnte man ihn indessen länger, als höchstens wenige Wochen in den Fesseln zurückhalten, und allgemein war die Klage über seine Unbeständigkeit. Wenn er einmal eine Frau bekommt, der Flattergeist, meinten einige, so wird es besser werden. Die wird ihn schon im Zaum zu halten wissen. Er bekam eine Frau, und zwar eine schöne und liebenswürdige Frau, und doch — wurde es nicht besser. Kurz vor seiner Abreise nach Amerika verband er sich mit Isabellen aus dem Hause Gonzaga. Gränzenlos war die Liebe zu seiner Gattin, und er schwur hoch und theuer, ihr treu zu bleiben; allein kaum war er einige Monate verheirathet, kaum war er in Mexiko, dem Orte seiner Bestimmung, angelangt, als seine vorige Neigung zur Veränderung bey ihm wieder erwachte, und zwar stärker, als jemals.

Schon hatte Ebro unter diesem lieblichen Himmelsstriche, wo alles den Menschen zum Genuß einzuladen scheint, mehrere verliebte Abentheuer gehabt, als endlich seine Neigung auf Luisen, Truxillens Gattin fiel. Er war ein biedrer Mann, dieser Truxilla, ganz dazu geschaffen, der Freund und Beschützer eines weiblichen Geschöpfes zu seyn, allein zum Liebhaber war er zu steif, — zu alt. Seine junge Gattin schäzte und ehrte ihn; allein ihn zu lieben, so weit hatte sie es in der Verläugnung ihrer selbst noch nicht bringen können. Luise war eine Katalonierin von edler Geburt, aber arm und elternlos. Bey einer Tante, man weiß, wie Tanten sind, führte sie ein sehr trauriges Leben, und war froh, als der alte General sie daraus erlöste. Willig reichte sie ihm ihre Hand, und folgte ihm nach Mexiko, wo er den Oberbefehl über alle Spanische Truppen erhalten hatte. Um billig zu seyn, muß man gestehen, daß die beyden Eheleute bis jezt ein musterhaftes Leben führten. Truxilla behandelte seine Gattin mit vieler Schonung, ohne sie durch Spanische Eifersucht zu quälen, und Luise gab ihrem Gatten keinen Grund zu gerechten Klagen.

In dieses schöne Weib verliebte sich nun Ebro in allem Ernste, und machte sogleich alle Anstalten, die ihm nöthig dünkten, um in seinem Plane vor-

zurücken. Er war in allen Schleichwegen der Liebe zu gut bekannt, als daß er in der Auswahl der Mittel; seinen Zweck zu erreichen, sich je hätte irren sollen. Um bey der Frau sein Glück zu machen, mußte er die Freundschaft des Mannes zu erhalten suchen, und das gelang ihm bald. Truxilla war ein treflicher Soldat, aber ein herzlich schlechter Menschenkenner. Er sah also die Schlinge nicht, die Ebro ihm legte, fand sich durch den Umgang mit dem Vizekönig geschmeichelt, und bot zu allem, ohne daß ers wußte, die Hand. Da der königliche Pallast groß war, und von Ebro nicht ganz bewohnt wurde, so bot ihm dieser den einen Flügel zur Wohnung an, und er nahm es mit größtem Danke an. Auch Luise fand Geschmack an dem Umgang mit dem Vizekönig. Ihre Eitelkeit wurde geschmeichelt, und das ist bey dem schönen Geschlechte bekanntlich eine sehr gefährliche Seite. Von Tag zu Tage wurde sie dem schmeichelnden Ebro gewogner; doch würden sich ihre Herzen vielleicht noch nicht so bald genähert haben, die Liebe nicht so geschwind zum Durchbruche gekommen seyn, wenn nicht Isabelle selbst dazu beygetragen hätte.

Isabellens Eifersucht war das Mittel, welches die gegenseitigen Erklärungen zwischen Luisen und Ebro beschleunigte. Weibliche Augen sehen, wenn

von Liebe die Rede ist, immer heller als die eines Mannes. Isabelle bemerkte sehr bald den Eindruck, welchen Luise auf ihren Gatten gemacht hatte. Lange war sie unschlüssig, wie sie sich dabey benehmen sollte, und als sie sich entschloß, hatte sie das Unglück, gerade das verkehrteste Mittel zu ergreifen. Würde sie gleichgültig geblieben seyn, oder doch geschienen haben, so ist es noch zweifelhaft, ob je die Generalin die Schranken der Freundschaft mit dem Vizekönig überschritten hätte. Erst als sie ihre Eifersucht öffentlich zu Tage legte, Luisen schnöde begegnete, und am Ende ihr, die doch bis jezt ihre tägliche Gesellschafterin war, und im nämlichen Hause wohnte, die Thüre zuschloß, erwachte bey dieser gekränkte Weiblichkeit, und sie that, um diese zu befriedigen, mehr, als sie sonst würde gethan haben. Sie beklagte sich gegen Ebro über das beleidigende Betragen seiner Gattin, und gab nun seinem verliebten Dringen Gehör.

Bald sah es indessen Isabelle ein, daß sie einen Fehler begangen hatte, und suchte ihn auf der Stelle wieder gut zu machen. So sehr sie Luisen seit einigen Tagen her geflohen hatte, so ängstlich suchte sie dieselbe nun an allen Orten auf. Sie knüpfte bald den zerrissenen Faden ihres Umgangs wieder an, und war bald der Schatten der Gene-

ralin, der sie nie verließ. Durch dieses Mittel wollte sie ihren Gatten verhindern, sich Luisen zu nähern. Früher würde es gewirkt haben, dieses Mittel, aber jetzt kam es zu spät. Die Liebenden hatten sich schon verstanden, und wußten sich zu entschädigen.

Ebro, dem die Gegenwart seiner Gattin sehr lästig war, suchte lange nach einem Mittel, sie zu entfernen. Manches verwarf er, weil er es nicht wirksam genug fand, bis er endlich auf den seltsamen Gedanken verfiel, durch einen Liebhaber Isabellens Herz und Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Seine Wahl fiel, wie wir hörten, auf Allmanden seinen Vetter, der alle Eigenschaften besaß, sich die Liebe eines Frauenzimmers zu erwerben. Ueberraschend war diesem, wie sichs leicht denken läßt, der Antrag eines Mannes, der ihm seine Gattin in die Arme werfen wollte, doch nahm er ihn, da Isabelle ein liebenswürdiges Frauenzimmer war, am Ende an.

III.

Auch Isabelle hatte einen ähnlichen Plan entworfen, und sonderbar war es, daß auch ihre Wahl auf Allmanden fiel. Er mußte zu einer glücklichen Stunde geboren seyn, dieser Allmanda, da sich ihm das, was andre mit so vielen Kosten

und Zeitaufwande oft vergebens suchen, von selbst und wie im Schlafe aufdrang.

Ebro wollte keine Zeit verlieren, seinen schön ausgedachten Plan in Wirklichkeit zu bringen. Gleich am folgenden Tage wurde eine grosse Feyerlichkeit in seinem Hause veranstaltet, und Allmanda nochmals dringend aufgefordert, diese Gelegenheit zu benutzen, sich Isabellen zu nähern. Er versprach es, allein nur schlecht befriedigte er die Erwartung des ungeduldigen Statthalters. Noch nie war er so still und schüchtern gewesen, als heute. Alle Kräfte strengte er zwar an, allein er war nicht im Stande, seinen sonst nie versiegenden Witz und muntere Laune zu wecken. Man ist nie weniger liebenswürdig, als wenn man sich ängstlich bemüht, es zu seyn. Der sonderbare Auftrag, den er hatte, drückte ihn wie Zentnerlast auf seinem Herzen, und raubte ihm alle Besinnung. Jedermann bemerkte es, und selbst Isabelle, welche an seiner Seite saß, und sich heute an liebenswürdiger Laune übertraf, machte ihm Vorwürfe über seine Schwermuth. Er erröthete, seufzte und schwieg. Ich weiß, was ihnen fehlt, junger Herr, lispelte sie ihm zu, und will ihr Arzt seyn. Heute Abend, wenn alle Gesellschaft sich verloren hat, erwarte ich sie auf meinem Zimmer. War das nicht Einladung, wie es je eine gab? In jeder

andern Lage würde er mit beyden Händen eine solche schöne Gelegenheit ergriffen haben, heute sezte sie ihn in Verlegenheit. So wenig verträgt sich Zwang und Planmacherey mit der Liebe. Er verbeugte sich indessen gegen seine holde Nachbarin, und versprach, sich einzustellen.

Der Statthalter war in hohem Grade mißvergnügt mit seinem Vetter. Er schnitt ihm drohende Gesichter, und machte ihm Vorwürfe, wo er es unbemerkt thun konnte. Allmanda suchte ihn zu beruhigen, und versprach Besserung. Auf solche Weise schlich der Tag und der Abend herum. Ebro begleitete endlich Luisen nach ihren Zimmern, und Heinrich stellte sich mit zitterndem Herzen bey Isabellen ein. Angstschweiß floß von seiner Stirne, und er spielte die lächerlichste Rolle, die sich denken läßt. Bald gelang es indessen Isabellens Witz, ihn aufzuheitern, und als sie endlich, nachdem sie lange mit freundschaftlicher Neugierde nach der Ursache seiner Schwermuth geforscht hatte, mit den Worten schloß — ich weiß, was dem jungen Herrn fehlt, er ist verliebt, — — so kehrte seine ganze Besinnung zurück. Nun dachte er, oder nimmermehr, und stürzte mit komischer Begeisterung und in einem Sprunge zu ihren Füssen hin. Ja ich liebe, sagte er, und mein Kummer war, daß ich daran verzweifelte, mich je dem Gegenstande

mei-

meiner Liebe entdecken zu dürfen. Sie sind es, Königin, die ich liebe, fuhr er fort, indem er eine ihrer Hände an sein Herz drückte, und nun athme ich freyer, da das Geständniß über meine Lippen ist.

Man denke sich Isabellens Erstaunen bey diesem Auftritte. So etwas hatte sie nicht erwartet, und ihr Plan gieng bloß dahin, Allmanden in Luisens Arme zu führen, um durch ihn ihren Gatten daraus zu verdrängen. Nun sah sie sich in der nämlichen Schlinge gefangen, die sie andern legen wollte. Sie befand sich in grosser Verlegenheit, doch ein Frauenzimmer weiß sich in ähnlichen Fällen bald zu fassen. Mit Würde trat sie einige Schritte zurück. Vergessen sie sich nicht, Graf, sprach sie mit trocknem Ernste. Ja, sie sollen lieben, sezte sie munter hinzu, aber mich nicht. Eine Freundin sollen sie lieben, von der ich weiß, daß sie grossen Eindruck auf sie gemacht haben, mit einem Worte — Luisen. Seyen sie folgsam, und ich will das Vergangene vergessen.

Da stand der arme Heinrich, wie vom Blitze getroffen, da. Das Auffallendste in der Sache war, daß Isabelle durch ihren Antrag wirklich eine Saite in seinem Herzen berührt hatte, die sehr gerne ansprach. Luise hatte Eindruck auf ihn gemacht, und er hätte gewunschen, die Rolle im Ernste bey ihr

spielen zu können, die er bey Isabellen nur aus Gefälligkeit spielte. Mit wahrer Feinheit betrug er sich indessen in dieser verwickelten Lage. Unter Seufzern erklärte er Isabellen, daß es ihm, dessen Herz ganz voll von ihrem Bilde sey, nicht möglich seyn werde, Gefühl für andre Reitze zu haben, und — — Schon gut, schon gut, antwortete schäckernd Isabelle. Sie wissen nun, daß ich Luisens Freywerberin bin, und hiemit haben sie ihren Bescheid. Bey diesen Worten schob sie ihn zur Thüre hinaus. Sie mochte sich wohl selbst nicht trauen, denn der junge schöne Mann zu ihren Füssen, hatte Eindruck auf sie gemacht.

Langsam schlich Allmanda durch die geräumigen Gänge hin. Nun? fragte Ebro voll Neugierde, als er ihm begegnete. Ich komme eben von ihrer Gattin, antwortete Heinrich lächelnd, das ist doch wahrlich kein übler Anfang. Sie drückten sich die Hände, und schieden.

IV.

Lange schon hatte der Schlaf, dieser Tröster der Unglücklichen, andre Menschenkinder in seinen Armen eingewiegt, als Allmanda sich noch unruhig auf seinem Lager umherwarf. Im ersten Augenblicke fand er sein Abentheuer belustigend, denn zwey Liebhaberinnen auf einmal, und zwar beyde

schön und liebenswürdig, das war doch wirklich mehr, als der Ungenügsamste vom Glück erwarten durfte. Bey näherer Ueberlegung fand er aber doch, daß seine Lage nicht die behaglichste sey. Wem sollte er sich überlassen? Dem Vizekönig, der ihm seine Gattin in die Arme führen wollte, oder Isabellen, die eine Wahl für ihn getroffen hatte, mit der sein Herz einverstanden war? Am liebsten hätte er beyde behalten, denn er hatte leichtes Blut, und war der Mann, der solch ein Abentheuer durchzuführen im Stande war; allein mußte er nicht Gefahr laufen, einen oder den andern seiner Freywerber vor den Kopf zu stossen, und am Ende sich vielleicht die Feindschaft beyder zuzuziehen? Dieses waren die Gedanken, welche ihn beschäftigten, und allen Schlaf von seinen Augen scheuchten. Er entwarf verschiedene Plane, an denen er jedesmal noch etwas auszusetzen fand. Am Ende entschloß er sich, alles dem Zufall zu überlassen, mit dem günstigsten Winde zu segeln, und indessen jede wonnevolle Stunde, die ihm sein günstiges Schicksal zuführen würde, mit vollen Zügen zu geniessen. Das war auch wirklich das Klügste, was er thun konnte.

Diesem Entschlusse zu Folge, erschien er gleich am folgenden Tage in der muntersten Laune, und mit allem versehen, was einen Mann liebenswür-

dig machen kann, auf dem Kampfplatze. Er traf Isabellen und Luisen immer beysammen an, denn jede war begierig auf den Ausgang der Sache, und wollte sich mit eignen Augen überzeugen, wie er sich dabey benehmen würde. Es gehörte nicht wenig Gewandheit und Klugheit dazu, sich so zu betragen, daß beyde in dem Wahne erhalten wurden, als suche er ihre Liebe; allein Heinrich verstand das aus dem Grunde. Er flatterte von einer zu der andern, sagte jeder sehr viel Verbindliches, und war überhaupt so liebenswürdig, daß, trotz ihrer Plane, am Ende ihn Jede gerne für sich behalten hätte.

Einige Tage waren schon auf diese Weise verflossen, und Allmanda drehte sich wie ein Kreisel um die Weiber, als ein Zufall ihn in die größte Verlegenheit brachte, und den Knoten noch verwirrter machte. Einen schönen Sommerabend wollte Isabelle und Luise im Freyen geniessen, und Heinrich, das versteht sich, war in ihrer Gesellschaft. Eben waren sie auf dem Wege nach dem Garten, als Isabelle durch einen unvermutheten Besuch zurück gehalten wurde, und Luisen allein gehen lassen mußte. Sie versprach indessen bald nachzukommen. Schon lange hatte Heinrich auf solch einen günstigen Augenblick gewartet, und war fest entschlossen, ihn ganz zu benützen, denn

er wußte, daß eine glückliche Stunde, wenn man sie vorüber gehen läßt, selten zum zweytenmale wieder kommt. In einer süß duftenden Laube, die für verliebte Geständnisse ganz geschaffen zu seyn schien, warf er sich vor Luisen nieder, und sagte ihr so viel Schönes, daß sie, obwohl sie ihn als Isabellens bestimmten Liebhaber ansah, unmöglich böse auf ihn seyn konnte. Es schmeichelte ihr, den schönen Mann zu ihren Füssen zu sehen, und wer weiß, ob er nicht in dieser Stunde schon erhört worden wäre, wenn sie nicht in der Ferne einen ungebetenen Zeugen erblickt hätte.

Alle diese Tage über hatte sich der Vizekönig nicht in der Gesellschaft der Frauenzimmer blicken lassen. Er wollte seinem Vetter freye Hände lassen, sich in das Herz seiner Gattin einzuschmeicheln, und hoffte von allem, was da vorgieng, durch Luisen Nachricht zu erhalten. Heute aber, als er sie nach dem Garten gehen sah, schlich er sich von Ferne nach, um ihre Unterredung zu belauschen. So nahe kam er indessen nicht, daß er ihre Worte verstehen konnte, denn als er Heinrichen vor Luisen auf den Knien sah, bemächtigte sich Eifersucht seiner so ganz, daß er unaufhaltsam in die Laube eindrang. Heinrich sprang vom Boden auf, und Luise brach in helles Lachen aus, als sie die drolligen Gebehrden des eifersüchtigen Mannes

sah. Ihr müsset für grosse Wohlthaten zu danken, oder um wichtige Dinge zu bitten haben, Vetter, sprach er mit einem Lächeln, das innerliche Wuth verrieth, daß ihr euch vor diesem Frauenzimmer niederwerft! und sie, meine Schöne, finden sich ohne Zweifel geschmeichelt, diesen Sausewind vor sich auf den Knieen liegen zu sehen!

Ueber alle diese Dinge euch Aufklärung zu geben, überlasse ich Allmanden, antwortete Luise, und entfernte sich, ohne auf irgend einen Vorwurf des Vizekönigs weiter zu hören. Sie ärgerte sich über diese unangenehme Ueberraschung, und wollte Heinrichen Gelegenheit geben, seine Gegenwart des Geistes zu zeigen. Es schmeichelt dem schönen Geschlechte, wenn man etwas für dasselbe wagt, und durch nichts erwirbt man sich die Liebe eines Frauenzimmers in so hohem Grade, als wenn man Gefahren, die man sich in ihrem Dienste zuzog, muthig besteht. Der Vizekönig spielte die lächerlichste Rolle, die sich denken läßt. Brummend lief er in der Laube umher, und warf drohende Blicke auf seinen Vetter. Gelassen stand dieser in einer Ecke, und suchte sich von seiner Ueberraschung zu erholen. Die Natur hatte ihm einen guten Theil Dreistigkeit verliehen, und als Ebro auf ihn zutrat, und mit vor Zorn stammelnder Zunge ihn fragte, was soll ich von diesem Auftritte denken, Vetter? So

war er schon so gefaßt, daß er ruhig antworten konnte: Was ihr denken sollt, gnädiger Herr? Daß ich mir eure Aufträge sehr am Herzen liegen lasse. Auf den Knieen dankte ich der Generalin für die Fürsprache, durch die sie mir in dem Herzen eurer Gattin den Weg zu bahnen suchte, und bat sie, in ihrer Bemühung fortzufahren.

Nun, nun, antwortete der Vizekönig schon halb besänftigt, dazu hättet ihr aber nicht nöthig gehabt, euch vor die Dame auf die Knie hin zu werfen, und ihre Hände mit Küssen zu bedecken. Wenn Jemand Dank dafür verdient, so bin ich es, denn Luise handelte nur nach meinem Auftrage. Damit euch aber alle Lust vergehe, nach dieser hinzusehen, so sage ich euch, daß ich sie liebe, und jeden Nebenbuhler als meinen unversöhnlichsten Feind betrachte.

Das habt ihr nicht nöthig, zu besorgen, gnädiger Herr, rief Allmanda. Mein Herz ist zu voll von dem Bilde eurer reitzenden Gattin, als daß es noch Raum für andre Liebe halten könnte. Ich schwöre, daß es nun eben so viele Mühe kosten würde, mich von ihr zurück zu ziehen, als es euch Mühe kostete, mich zu diesem gewagten Schritte zu bereden.

Dafür laßt euch nicht bange seyn, antwortete lachend der Vizekönig. Verfolgt euer Glück, so

weit ihr könnt, mich soll es freuen, nur kommt mir nicht ins Gehege, wenn wir Freunde bleiben sollen. Uebrigens ist euer Loos gewiß nicht das schlechteste. Isabelle ist ein schönes und ein liebenswürdiges Weib. Ich gestehe, daß ich, wenn sie nicht meine Gattin wäre, nur für sie Liebe empfinden könnte, der Name — Gattin — ist mir aber zuwider, und ihr wißt wohl, Vetter, die Liebe verträgt keinen Zwang.

Die Aussöhnung unter den Nebenbuhlern wurde geschlossen, und sie entfernten sich lachend und guter Dinge aus dem Garten.

V.

Wer beschreibt Isabellens Wuth, die diese Unterredung ihres Gatten mit angehört hatte? Sie hatte sich ihres Besuches entledigt, und eilte in den Garten, um Luisen und Heinrichen aufzusuchen. Gerade in dem Augenblicke trat sie in die benachbarte Laube, als der Vizekönig seinem Vetter den Wunsch äusserte, daß er sein Glück bey ihr auf das äusserste treiben könne. Er war also selbst der Kuppler, der sie in eines andern Mannes Arme führen wollte. Lange war sie unvermögend zu sprechen, und Thränen erstickten ihre Worte. Gut, rief sie endlich, als die Männer sich schon lange entfernt hatten, du sollst befriedigt werden, elender

Mensch. Dieses also der Dank für meine Liebe. Trotz meiner Treue und der Standhaftigkeit, mit der ich deinen Flattersinn bis jezt ertrug, bin ich dir zum Eckel. Gut, du sollst deinen Willen haben, und Heinrich, wenn er es verdient, soll glücklich seyn. Zu rächen glaubte sie sich durch diesen Entschluß, und sah nicht die Liebe, die im Hintergrunde lauschte, und schadenfroh über sie lächelte. Heinrich hatte wirklich Gnade vor ihren Augen gefunden, und es kostete sie nur wenig Mühe, sich durch ihn an ihrem ungetreuen Gatten zu rächen. So geht es mit den Menschen. Sie hängen so gerne einen Schleyer um ihre Leidenschaften, und glauben unter einem erborgten Gesichte ohne Erröthen sündigen zu dürfen.

Allmanden war indessen nicht ganz wohl zu Muthe, denn er sah es ein, daß seine Lage bedenklich war. Obwohl es ihm für dießmal geglückt hatte, Ebros Eifersucht zu besänftigen, wer versicherte ihn, daß es ihm jedesmal glücken werde? Die Gewißheit, daß der Vizekönig Luisen liebe, goß Wermuth in seine Seele, denn er selbst liebte dieses Weib mit all dem Feuer eines Spaniers. Wenn er Isabellen vernachlässigte, und in diesem Stücke Ebros Planen entgegen handelte, so sah er es, daß er dessen ganze Feindschaft sich zuziehen werde, und dieses war ihm bey seinen ehrsüchtigen

Absichten, durch seinen Vetter sein Glück am Hofe zu machen, nicht gleichgültig. Diese Gedanken beschäftigten ihn in allem Ernste, und obwohl sonst Ueberlegen bey seinem flüchtigen Blute seine Sache nicht war, so waren sie doch dießmal im Stande, allen Schlaf zu verdrängen. Erst spät sank er vor Ermüdung in einen unruhigen Schlummer, aus dem ihn aber früh am Morgen der unerwartete Besuch des Vizekönigs wieder aufschreckte. Man sah es ihm an, daß etwas Wichtiges sein Herz drückte, und Heinrich sah ihm mit gespannter Erwartung entgegen.

Ich komme, sagte Ebro, euch einen neuen Beweis meines Zutrauens zu geben. Ihr sollt der Friedensstifter seyn zwischen mir und Luisen. Sie fand sich durch meine Ueberraschung im Garten sehr beleidigt, und machte mir gestern noch über meine Eifersucht die heftigsten Vorwürfe. Wir schieden im Unfrieden. Thut mir nun den Gefallen, und geht zu ihr. Sagt ihr alles, was ihr dienlich glaubt, die Aussöhnung zu Stande zu bringen. Ich übergebe meine Herzensangelegenheit in eure Hände.

Heinrich mußte sich alle Gewalt anthun, um bey diesem unerwarteten Antrage nicht in helles Lachen auszubrechen. Das hieß wahrlich, den Bock zum Gärtner gemacht. Sehr gerne, gnädiger

Herr, sagte er endlich, als er sich gefaßt hatte, leiste ich euch diesen Dienst, und danke für euer Zutrauen. Laßt mich nur machen, ihr sollt mit mir zufrieden seyn. Hocherfreut war der verliebte Ebro über die Bereitwilligkeit seines Vetters, und hatte ihm noch hundert Dinge zu sagen, hundert Aufträge zu geben, die dieser pünktlich zu besorgen versprach.

So bald es der Wohlstand erlaubte, begab sich Heinrich zu Luisen. Sie erröthete, als sie ihn eintreten sah, und dieses Erröthen sezte Allmanden in die größte Verlegenheit, denn er glaubte, daß es die Folge ihres Unwillens über sein gestriges Betragen sey. So sehr er sonst Gegenwart des Geistes besaß, so verlor er doch jezt alle Fassung, denn er war wahrhaft verliebt. Er wußte nicht, was er sagen sollte, und wer weiß, wie lange seine Verwirrung noch gedauert haben würde, wenn ihr Luise, obwohl sie sich nach alter Weiber Art daran belustigte, nicht ein Ende gemacht hätte. Sie kommen, sagte sie, um eine Abbitte wegen ihres gestrigen Betragens zu thun?

Wenn es sie beleidigte, dieses Betragen, gnädige Frau, antwortete Heinrich, der sich indessen gefaßt hatte, so bin ich unglücklich, denn ich vermag nicht über mich, es zu bereuen, und bin vielmehr im Begriffe, den nämlichen Fehler heute

wieder zu begehen. Ja, Luise, fuhr er mit einem unnachahmlichen liebenswürdigen Ausdrucke fort, ich liebe sie, und von ihnen hängt mein Glück oder Unglück ab.

Heute war Luise vor aller Ueberraschung sicher, und wußte also, wie sie sich zu betragen hatte. Sie leistete gerade so vielen Widerstand, als sie nöthig glaubte, hatte gerade so viele Einwendungen, als sie gehoben zu sehen wünschte, und schloß endlich damit, daß sie unter holdem Erröthen gestand, daß Heinrich auch ihr nicht gleichgültig sey, und Gegenliebe von ihr erwarten dürfe. Luise war keine jener Gefallsüchtigen, welche man Koketten nennt, und die jeden Schritt zum voraus berechnet haben; allein sie war doch eine Tochter Evens, und hatte also von der Natur selbst die Weisung erhalten, wie sie sich in solch einem Falle zu betragen habe.

Heinrich schwamm in einem Meere voll Wonne, die aber, eben, da sie auflodern wollte, durch Luisens Bemerkung, daß er sich vor dem Vizekönig in Acht zu nehmen habe, wieder um einige Grade tiefer gestimmt wurde. Ich weiß es, sagte er ganz kleinlaut, daß Ebro sie liebt, und ich gestehe, daß dieser Gedanke die Freude dieses Augenblicks um vieles mindert. Er wird ihnen nie gefährlich werden, der Vizekönig, antwortete Luise. Wahr

ist es, daß er mit mir von Liebe sprach, allein sein gestriges Betragen erstickte den kleinen Funken, der für ihn in meinem Herzen loderte, vollends, und damals, sezte sie sanft erröthend hinzu, wußte ich ja nicht, daß mich Heinrich von Allmanda liebe.

Wie gerne glaubt man nicht, was man wünscht? Heinrich ließ sich durch Luisens Versicherungen beruhigen, und überließ sich nun ganz, und mit frohem Herzen dem süssen Gefühle, geliebt zu seyn. Erst, als das erste Feuer ausgetobt hatte, waren sie im Stande, Plane für die Zukunft zu entwerfen. Sie hatten nun keine Geheimnisse mehr für einander. Heinrich entdeckte seiner Geliebten den Auftrag, den ihm der Vizekönig gegeben hatte, ihn mit ihr auszusöhnen, und es belustigte sie nicht wenig, daß er seine Wahl eines Unterhändlers so gut getroffen hatte. Vorsicht ist indessen nothwendig, fuhr Luise fort, damit wir uns die Feindschaft des Vizekönigs nicht zuziehen, denn ich weiß, daß er seiner Rache kein Ziel setzen werde. Unser Einverständniß muß für jeden ein Geheimniß bleiben, und deßwegen müssen sie auch ihre Besuche bey Isabellen fortsetzen, aber hüten sie sich vor Untreue, sezte sie lächelnd und sanft drohend hinzu. Ich habe helle Augen, und würde es bald entdecken.

Heinrich verschloß ihr den Mund durch Küsse, und entfernte sich dann mit der Freude im Herzen.

VI.

Auch Isabelle erwartete Heinrichen diesen Morgen, und würde ihn vermuthlich, wäre er gekommen, gut empfangen haben, allein er kam nicht. Wer je schon in dem Falle war, in seiner Erwartung, besonders in Herzensangelegenheiten getäuscht zu werden, der wird sich vorstellen können, wie der Vizekönigin jezt zu Muthe war. Hundert Male eilte sie an das Fenster, in der Hoffnung, ihn zu erblicken, und bey jedem Geräusche glaubte sie, ihn eintreten zu sehen, allein er kam nicht. Sie eilte zu Luisen, und hoffte, ihn da zu finden. Nur schwach konnte sie ihre Unruhe verbergen, und Luise bemerkte sie. Daß sie ihre Freude daran hatte, das versteht sich, denn sie war ja ein Weib, und Isabelle ihre Nebenbuhlerin.

Am Abend endlich, als sie schon verzweifelte, ihn heute zu sehen, erschien er. Er war in der muntersten Laune, und gab sich alle Mühe, auch Isabellen in diesen Ton zu stimmen; allein es gelang ihm nicht. Sie blieb düster und nachdenkend. Spottend ließ sie es ihn fühlen, daß er die Ursache ihrer üblen Laune sey, und doch weigerte sie sich lange, ihm, als er in sie drang, die Sache zu erklären. Endlich gelang es ihm, sie zu erbitten, und sie gestand, daß sie sich durch seine Vernachlässigung, und Luisens Vorzug gekränkt fühle.

Sie hatte es nämlich erfahren, daß er den größten Theil des Morgens bey Luisen zugebracht hatte, und fühlte alle Qualen der Eifersucht.

Welchem Manne schmeichelt nicht ein solches Geständniß aus einem schönen Munde, selbst dann, wenn er sein Herz schon anderwärts vergeben hat? Auch Heinrich wurde dadurch entzückt, und betrachtete es als die schönste Gelegenheit, nach Luisens Plan seine Bewerbungen bey der Vizekönigin fortzusetzen, um ihr Einverständniß dadurch in den Schleyer des Geheimnisses einzuhüllen. Nur in der Ausübung gieng er ein wenig weiter, als Luise es vielleicht, hätte sie es gewußt, gut geheissen hätte. Entzückt grif er nach Isabellens Hand, und drückte sie an sein Herz. Und wenn es wahr wäre, sagte er, daß ich nach Luisens Liebe strebe, wer anders wäre die Ursache davon, als sie? Geschähe es nicht auf ihren Befehl? Stiessen sie mich nicht, als der Drang meiner Gefühle für sie mich zu ihren Füssen zog, mit Härte zurück, und verwiesen mich in Luisens Arme? Doch es war mir nicht möglich, ihren Befehl zu befolgen, und ein Herz, das ihnen gehört, einer andern zu geben. Nur ein Wort, holde Isabelle, und ich kehre zu ihren Füssen zurück.

So sprach Allmanda. Sein Ton und Anstand, mit der er diese zweyte Liebeserklärung that, war

so rührend, und hatte so vielen Schein der Herzlichkeit, daß Isabelle dadurch getäuscht wurde, und von den Gefühlen ihres eignen Herzens gedrängt, ihm nach einem kurzen Widerstande mit der Versicherung ihrer Gegenliebe in die Arme sank. Heinrich spielte den Entzückten, und Küsse und Umarmungen schlossen diesen zärtlichen Auftritt.

Ich zweifle nicht, daß meine Leserinnen Allmanden als einen Abscheulichen, als einen Verräther verabscheuen werden. Sie hassen alle Untreue, und doch — verzeihen sie meiner Aufrichtigkeit — begehen sie sie selbst so oft und so gerne. Heinrichen ganz zu entschuldigen bin ich nicht im Stande, denn es war wirklich nicht edel und bieder von ihm, daß er Isabellen eine Liebe log, die er nur für Luisen fühlte; allein — die Umstände zwangen ihn dazu. Nur durch ein solches Betragen konnte er sein Einverständniß mit Luisen verschleyern. Nur auf diese Weise konnte er die Gewogenheit des Vizekönigs beybehalten, an der ihm doch in jeder Rücksicht so viel gelegen war. Und am Ende, war es ihm wohl zu verdenken, daß er — der in der grossen Welt, und nach dem grossen Tone gebildet war — eine Wonnestunde, die sich ihm so schön dorbot, mit offnen Armen festhielt?

Auch Ebro war vergnügt, als er sah, wie angelegen sich Heinrich um seine Gattin beschäftigte.

Seine

Seine Dankbarkeit gegen ihn kannte keine Gränzen, besonders da Luise ihn, seitdem Allmanda als Abgesandter bey ihr erschienen war — der freylich nach Art vieler Abgesandter seine eignen Geschäfte besser besorgte, als die seines Herrn — ihn freundlicher behandelte. Luise und ihr Geliebter sahen sich nur im Verborgnen, und mit der größten Vorsicht. Dergleichen erschlichne Zusammenkünfte — das weiß Jeder, der die ver chiednen Irrwege der Liebe durchwanderte — sind immer die süssesten, und Hindernisse erhöhen den Werth einer frohen Stunde ins Unendliche. Das erfuhren jezt Heinrich und Luise. Wenn sie nach langem Harren sich endlich einmal in die Arme sinken konnten, so genossen sie diese Wonne in ihrer ganzen Fülle.

Lange giengen die Sachen gut. Der Vizekönig war verliebt, und glaubte auch Luisens Gegenliebe zu besitzen. Sie gab ihm davon gerade so viele Beweise, als nöthig waren, um seinen Glauben im Schweben zu erhalten. Isabelle fühlte sich in Heinrichs Armen glücklich. In mancher unbelauschten Stunde mochte sie wohl wünschen, daß er, der übrigens die Rolle eines Verliebten ziemlich natürlich spielte, weniger bescheiden und unternehmender seyn möchte. Doch — was nicht ist, das kann noch werden, dachte sie, und tröstete sich mit einer lachenden Zukunft. Heinrich genoß

manchen frohen Augenblick bey Isabellen, aber wahrhaft glücklich war er nur dann, wenn er sich unter der Hülle des tiefsten Geheimnisses zu Luisen schleichen konnte.

Die Augen eines Liebenden sehen heller, als die eines jeden andern Menschenkindes. Das lehrt die tägliche Erfahrung, und auch diese Geschichte bestätigt es. Isabelle hatte Heinrichen zwar selbst aufgetragen, Luisen öfter zu besuchen, und dachte im Anfange nichts Arges dabey. Am Ende belauschte sie manchen ihrer Blicke, und wurde aufmerksam. Noch aufmerksamer wurde der Vizekönig. Der Eindruck, welchen Heinrich zu Luisens Füssen in der Gartenlaube auf ihn gemacht hatte, war zwar geschwächt, aber getilgt war er nicht. Anfangs zwar war er ruhig, als er seinen Vetter bey Isabellen so beschäftigt sah, aber nachher erwachte doch bey ihm der Verdacht, daß der junge Herr noch nebenbey nach andern Eroberungen ausgehen könnte. Er sah manches, und sezte sich aus Bruchstücken ein Ganzes zusammen, das für ihn nicht sehr tröstlich war, denn er muthmaßte, daß Heinrich ihm ins Gehege gehen könnte. Die Eifersucht erwachte, und wenn ein Eifersüchtiger einmal bis zu Muthmassungen gekommen ist, so ruht er nicht eher, bis er Gewißheit erhält.

VII.

Bald glaubte er, sie erhalten zu haben, und seine Wuth kannte keine Gränzen Er konnte und durfte indessen nichts unternehmen, bis er Beweise von Luisens Untreue hätte, und diese suchte er sich nun zu verschaffen. Seine Kundschafter — welcher Eifersüchtige hat deren nicht? — berichteten ihm, daß Heinrich öfters, wenn alles schlief, nach Truxillens Wohnung schleiche, und in einem Kabinette, zu dem nur Luise den Schlüssel hatte, mit ihr zusammen komme. Mit eignen Augen wollte er sich überzeugen, und gieng an einem Abende, in den Ueberrock eines seiner Diener gekleidet, dahin. Da er die Gelegenheit kannte, so befand er sich, obwohl er die Vorsicht gebrauchte, im Hingehn die noch brennenden Lampen auszulöschen, bald an dem bestimmten Orte. Die Lauscher hatten richtig gesehen, denn Allmanda befand sich wirklich in dem Kabinette. Mit Ungeduld harrte er auf Luisen, und als der Vizekönig leise an der Thüre pochte, so glaubte er, daß sie komme, und öffnete dieselbe. Eben wollte der ungebetene Gast hinein schlüpfen, als Heinrich inne ward, daß er einen Mann vor sich habe, und ihm einen so derben Stoß vor die Brust versezte, daß er rücklings zurück taumelte, und dem überraschten Liebhaber Zeit ließ, die Thüre wieder zu verschliessen.

Zum Unglücke für den armen Vizekönig, der kaum vom Boden aufzustehen die Kraft hatte, kam Truxilla in eben dem Augenblicke von einem späten Besuche zurück. Er hörte das Geräusch, und als ein Mann, der keine Gefahr scheute, und das Herz am rechten Flecke sitzen hatte, eilte er sogleich darauf zu. Wie sehr verwünschte Ebro nun seine unglückliche Neugierde? Er durfte sich nicht zu erkennen geben, denn was für ein Recht hatte er, vermummt vor andrer Leute Thüren umher zu schleichen? Flucht war das einzige Rettungsmittel, und dieses suchte er sogleich zu ergreifen, allein es gelang ihm nicht, ganz ungestraft davon zu kommen, denn Truxilla war mit mächtigen Sprüngen hinter ihm her, und verfolgte ihn unter tüchtigen Stockschlägen bis vor die Thüre des Hauses, die er dann krachend unter ihm zuschlug. Ungesehen schlüpfte dann der bedaurungswürdige Vizekönig durch eine andere Thüre wieder in den Palast, verwünschte alle Weiber und verliebte Abentheuer, und legte sich mit halb geschundnem Rücken zu Bette.

Wie Luisen, die eben auf dem Wege nach dem Kabinette war, als dieser erbauliche Auftritt erfolgte, und eiligst wieder in ihre Zimmer zurück schlüpfte — wie Heinrichen, der noch im Kabinette steckte, und nicht hervorzugehen sich getraute,

zu Muthe war, das läßt sich denken. Truxilla kam von der Verfolgung des Unbekannten zurück, und eilte zu seiner Gattin, um nachzusehen, ob ihr kein Unglück begegnet sey, und sie über dieses mächtige Abentheuer zu beruhigen. Er fand sie zitternd am ganzen Leibe, und erzählte ihr keuchend, daß er einen Dieb, der vermuthlich in eines der entlegenen Zimmer hätte einbrechen wollen, ertappt, und unter solchen wüthenden Schlägen zum Hause hinaus begleitet habe, daß ihm gewiß alle Lust zum Wiederkommen vergehen werde. Luise athmete freyer, als sie hörte, daß Heinrich nicht entdeckt wurde, und bestärkte ihren Gatten in der Meinung, daß es ein Dieb gewesen sey, der des Stehlens wegen sich eingeschlichen habe. Im Herzen war sie überzeugt, daß es ein Lauscher des Vizekönigs oder vielleicht er selbst gewesen sey, und gönnte ihm herzlich die Schläge. Sie lachte noch mit ihrem Gatten über die komische Entwicklung dieses Vorfalls, und legte sich dann zu Bette. Gerne wäre sie noch hingegangen, Heinrichen aus dem Kabinette zu befreyen, allein sie durfte es nicht wagen. Gerne hätte dieser sich davon geschlichen, allein er durfte es auch nicht wagen, und blieb also unter einem heissen Stoßgebete an den Retter der bedrängten Liebenden in seinem Gefängnisse zurück.

VIII.

Mehr noch als der Schmerz, den ihm die erhaltenen Schläge verursachten, quälte den Vizekönig die Eifersucht, und der Gedanke, daß Luise, während er hier auf seinem Schmerzenlager ächze, vielleicht in den Armen seines Nebenbuhlers liegen werde. Der Schlaf floh seine Augen. Er entwarf hundert Plane zur Rache, und verwarf sie alle hundert wieder, weil sie ihm nicht zuverlässig und sicher genug schienen. Endlich erleichterte er sein Herz durch einen drohenden Brief an seine Ungetreue, in dem er ihr deutlich genug sagte, daß er von allen ihren Schleichwegen unterrichtet sey, und schlief dann, nachdem er ihn dem treuesten seiner Diener zur Bestellung übergeben hatte, vor Ermüdung ein.

Kaum graute der Morgen, und der Vizekönig lag noch in den Armen des Schlafs, als er auf die unangenehmste Weise für ihn durch den Besuch des Generals gestört wurde. Truxilla fand es schicklich, ihm als dem Hausherrn von dem nächtlichen Vorfalle Nachricht zu geben, und würde es gestern noch gethan haben, wenn es nicht schon zu spät gewesen wäre. Der Vizekönig aber fürchtete, daß Truxilla ihn trotz seiner Verkleidung erkannt habe, und nun komme, ein Wort des Ernstes mit ihm zu sprechen. Er befand sich in der

größten Verlegenheit, und war lange unentschlossen, ob er den Besuch annehmen sollte oder nicht. Endlich entschloß er sich doch zum erstern, und Truxilla trat ein.

Ich komme, sagte er, ihnen, gnädiger Herr, von einem sonderbaren Vorfalle Nachricht zu ertheilen, der mir diese Nacht begegnete. Ich kam spät nach Hause, und fand einen Dieb, der eben im Begriffe war, in eines meiner entlegensten Zimmer einzubrechen, um zu stehlen. Gerne hätte ich ihn angehalten; allein es gelang mir nicht, denn ich war allein, und er rettete sich mit der Flucht. Doch gab ich ihm noch einen so tüchtigen Lohn mit meinem Stocke auf den Rücken, daß er sicher sobald nicht wieder kommen wird.

Ich habe schon davon gehört, unterbrach der Vizekönig den redseligen Alten, der eben eine für ihn unangenehm tönende Beschreibung machen wollte, wie fürchterliche Schläge er ausgetheilt habe. Ich habe davon gehört, und wünschte, daß man den Nachtwandler hätte aufhalten können. Man hätte vielleicht wichtige Dinge von ihm erfahren, denn ich glaube nicht, daß es ein Mensch war, der bloß stehlen wollte. Sicher trachtet er nach etwas kostbarerm, als nach ihrem Geld und Gute.

Das könnte nur meine Ehre oder mein Leben seyn, fiel Truxilla heftig ein, und dafür, denke ich, hat

es keine Noth. Meine Ehre ist in den Händen meiner Gattin gut und sicher verwahrt, und nach meinem Leben — wüßte ich nicht, wer da trachten sollte. Ich habe keinen Feind, wenigstens Niemanden, den ich durch Beleidigung dazu gemacht hätte.

Dem sey, wie ihm wolle, antwortete der Vizekönig mit einer spottenden Miene. Es gehen oft sonderbare Dinge in der Welt vor, und ich rathe ihnen, aufmerksam zu seyn, und vor allem — jeden Winkel im Hause zu durchsuchen. Vielleicht findet sich da noch Jemand, der ihnen Aufschluß über die Sache geben kann.

Diese Worte, und die Miene und der Ton, mit der sie vorgebracht wurden, machten auf Trurillen die Wirkung, welche der Vizekönig hervor zu bringen wünschte. Das werde ich thun, rief der General, indem er seinen Huth ergrief, und zum Zimmer hinaus stürmte. Ich werde aufmerksam seyn, und alles durchsuchen. Wehe dem, den ich auf unrechten Wegen finde, aber auch Wehe denen, die durch ungegründeten Verdacht nur mein Herz verwunden wollen.

Des Vizekönigs Absicht war, Luisen ihren Gatten auf den Hals zu hetzen, der — obwohl sonst ein guter Mann — doch ein Spanier war, und dann schien es ihm doch möglich, daß Hein-

rich in dem Kabinette noch versteckt seyn, und überrascht werden könnte. Welche Freude für ihn, wenn sein Nebenbuhler in Truxillens Hände fiel! Er hatte richtig gerechnet, nur eine Sache vergaß er mit in Anschlag zu bringen — Heinrichs Muth und Verschlagenheit.

IX.

Truxilla wanderte mit grossen Schritten seiner Wohnung zu. Die schadenfrohe Bemerkung des Vizekönigs hatte ihm wirklich warm vor der Stirne gemacht, doch kühlte sich sein Blut bey jedem Schritte wieder um einige Grade ab. Sein Zutrauen zu seiner Gattin war grenzenlos, und am Ende wurde es ihm klar, daß der Vizekönig blos übel berichtet war, oder weil er Andere nach seinem Flattersinne in der Liebe beurtheilte, immer das Schlimmste von ihnen glaube. Lachend also trat er bey Luisen ein, und erzählte ihr ohne den geringsten Anschein einiges Verdachtes die ganze Sache.

Luisen war eben nicht dabey lächerlich zu Muthe, denn sie durchblickte sogleich des Vizekönigs Absichten, und hatte über dieses schon seinen Brief erhalten. Am heftigsten ängstigte sie der Gedanke, daß sie selbst glaubte, Heinrich stecke noch in dem Kabinette. Sie suchte ihre Verle-

genheit zu verbergen, lachte mit ihrem Gatten über des Vizekönigs sonderbare Einfälle, und glaubte dadurch ihn von der Vorsorge, das Haus zu durchsuchen, abzubringen; allein es gelang ihr nicht.

Ich bin es überzeugt, sagte scherzend Truxilla, daß der Vizekönig und jeder Andre ein Mondsüchtiger seyn muß, der Jemanden auf solchen Wegen vor meinen Thüren gesehen haben will, allein um allen Verdacht mit einem Male nieder zu schlagen, laß uns das ganze Haus durchsuchen. Bey diesen Worten ergrief er seine Gattin bey der Hand, und zog sie mit sich fort. Sie fiengen bey dem nächstgelegenen Zimmer an, und fuhren durch alle fort. Da war kein Winkel, kein Kasten, keine Truhe, die nicht durchsucht wurde, allein nirgends fand sich etwas. Nur noch das Kabinett war übrig, zu dem blos Luise den Schlüssel hatte, und eben standen sie an der Thüre desselben.

Bis hieher also wäre alles rein, sagte munter der General. Nun muß der Geist da innen stecken, oder er ist verschwunden. Mach auf, Luise, denn ich bin müde von dem albernen Zuge, und sehne mich nach einem guten Frühstück.

Zitternd langte Luise nach dem Schlüssel. Ihr Herz schlug in dem Busen, daß man es hören konnte, und als die Thüre geöffnet war, hatte

sie gerade noch so viel Kraft, daß sie sich an ihr fest halten konnte, um nicht nieder zu sinken. Mit jedem Augenblicke glaubte sie ihren Gatten mit Heinrichen erscheinen zu sehen, allein ihre Furcht war unnöthig, denn — er war verschwunden.

Auch hier durchsuchte Truxilla jeden Winkel, und als er nichts fand, schlug er krachend die Thüre hinter sich zu. Nun mag der Vizekönig selbst suchen, sagte er, und ich will ihn loben, wenn er nur ein Mäuseloch findet, das ich nicht durchstöbert habe. Komm Luise, laß uns bey dem Frühstücke über den albernen Narren lachen.

Nun lachte Luise mit, denn die Angst war von ihrem Herzen herunter, doch konnte sie nicht begreifen, wo Heinrich geblieben war. Sollte er es gewagt haben, nach dem nächtlichen Auftritte doch aus dem Kabinette hervor zu gehen? Das wäre höchst gewagt gewesen. Oder sollte er noch irgendwo versteckt seyn? Das war unmöglich, denn jeder Winkel war ja durchsucht worden. Um Gewißheit zu erhalten, schrieb sie, so bald ihr Gatte sich entfernt hatte, an Heinrichen, und schickte einen Vertrauten mit dem Briefe ab. Sehnsuchtsvoll wartete sie auf Antwort, allein sie erhielt keine, denn Heinrich war nirgends zu finden. Seit einem ganzen Tage war er nicht zu Hause gekommen, und keiner von seinen Leuten

wußte etwas von ihm. Das war ihr doch zu klug, und ihr Herz fieng von neuem zu klopfen an.

Noch einmal durchsuchte sie das ganze Haus, und durchkroch jeden Winkel. Sie hustete, sie rief, wo sie es thun konnte, allein nirgends eine Antwort. Schon war sie überall gewesen, und stand an dem einzigen Fenster des verdächtigen Kabinetts in tiefen Gedanken über Heinrichs Verschwinden. Eben wollte sie sich entfernen, als sie von ungefähr ihre Blicke auf einen Vorsprung warf, der tief unter dem Fenster um einige Fusse von der Mauer hervorragte, und auf welchem einige Statuen zur Zierde standen. Beynahe umgesunken wäre sie vor Schrecken, als sie hinter einer dieser Statuen einen Menschen gewahrte, der ihr zuwinkte, und endlich Heinrichen erkannte. Die Furcht entdeckt zu werden, hatte ihn zu diesem gefährlichen Sprunge verleitet. Gefährlich war er allerdings dieser Sprung, denn hätte er den hervorragenden Stein verfehlt, oder hätte sich im Herunterkommen nicht fest an eine der Statuen angeklammert, so wäre er ohne Rettung verloren gewesen. Unter ihm war das Meer, an dessen Rande der Pallast auf einem senkrechten Felsen stand.

Der Gott der Liebe hatte indessen Heinrichen geschützt, denn da stand er wohlbehalten und sicher, nur in Verlegenheit, was aus ihm werden sollte.

denn hinunter konnte er nicht, und hinauf — wie sollte er da kommen? Als Luise sich von ihrem Schrecken erholet hatte, so winkte sie Heinrichen Freude und Trost zu, und eilte dann, um ihm über ihren Plan zu seiner Rettung einige Worte zu schreiben. Sie schrieb das nämliche einigemal, um, wenn auch einige dieser Briefchen ins Meer fallen sollten, er doch eines in seine Hände erhielt, Zugleich warf sie ihm auch Kuchen und andre Lebensmittel, die sie in der Eile erwischen konnte, zu, weil sie wußte, daß man mit hungerigem Magen auch bey der heissesten Liebe nur schlecht bestehen könnte. Als sie alles wohlbehalten in Heinrichs Händen sah, schlug sie freudig das Fenster zu, um Anstalten zu seiner Rettung zu treffen.

X.

Heinrich harrte nun, da er vor dem Erhungern gesichert war, der Stunde seiner Erlösung gelassen entgegen. Entdeckt zu werden, durfte er nicht befürchten. Höchstens ein vorüber segelndes Schiff konnte ihn sehen, und da war es ihm leicht, hinter eine der Statuen sich zu bergen. Er erwartete also ruhig die Nacht, denn am Tage durfte Luise es nicht wagen, seine Befreyung zu unternehmen. Bleyern schlichen ihr die Stunden hin, und kaum war der Schleyer über den Erdkreis ausgebreitet,

als sie nach dem Kabinette eilte. Mit zitternder Hand befestigte sie an dem Fenster eine Strickleiter, und die Angst drohte ihr den Athem zu hemmen, als sie ihn auf diesem gefährlichen Wege erblickte. Munter und entschlossen stieg Heinrich empor, und endlich befand er sich nach so mancher Gefahr und Angst wieder in den Armen seiner Geliebten. Wer es je erfahren hat, wie sehr das unsere Liebe erhöht, wenn Jemand für uns sich aufopferte, und wichtige Dinge zu unserm Vortheile wagte, der wird sich eine Vorstellung von den seligen Gefühlen machen können, mit denen die Liebenden sich nun in die Arme sanken. Lange konnten sie nicht sprechen, und Thränen, Küsse und Seufzer waren das einzige Merkmal ihres Lebens. Busen gegen Busen, Aug gegen Auge, und Mund gegen Mund standen sie da mit ineinander geschlungnen Armen, als wenn sie sich nie wieder trennen wollten.

Als der Sturm ihrer Leidenschaften sich ein wenig gelegt hatte, und ihr Blut wieder ruhiger floß, fiengen sie an, die Vorfälle der vergangnen Nacht zu erzählen, und — was dunkel war — sich wechselseitig aufzuklären. Sie lachten herzlich über die komische Entwicklung dieses gefahrvollen Abentheuers. Luise über die handgreifliche Weise, mit der ihr Geliebter den ungebetnen Gast zur

Thüre hinaus komplimentiret hatte, und Heinrich über die Tracht Schläge, welche derselbe erhielt, und über die Pünktlichkeit, mit der Truxilla jeden Winkel des Hauses durchstöberte. Vorsicht, äusserste Vorsicht war indessen nothwendig, das sahen sie wohl ein, da doch der Funken, den der Vizekönig in Truxillens Herze warf, in der Folge noch zünden konnte, und vorzüglich — da der Vizekönig nun jeden ihrer Schritte mit doppelter Aufmerksamkeit belauschen werde. Sie entwarfen verschiedene Plane, und kamen am Ende darin überein, daß Heinrich von nun an Luisen nur äusserst selten besuchen, seine Bewerbungen bey Isabellen aber um desto eifriger fortsetzen sollte. Dadurch hofften sie, den Vizekönig zu besänftigen, und jedes aufmerksame Aug zu trüben. Es war freylich eine bittere Pille für die Liebenden, dieser Entschluß, allein was halfs? Sie mußte genommen werden.

Aber wie nun von hier fort kommen? Dieses war eine andre Frage, die nun entschieden werden mußte. Es war gefährlich, daß Heinrich so gerаden Wegs fort gehen sollte, da man mit Grunde vermuthen konnte, daß Lauscher an jeder Ecke stehen würden. Luise fiel auf den Gedanken, ihren Geliebten in ein Frauenzimmer umzukleiden, und schrit sogleich zum Werke. Sie klatschte in die Hände, und sprang hoch auf vor Freude, als sie

ihn in das niedlichste Mädchen umgeformt vor sich stehen sah. Er war noch sehr jung, und sein Gesicht konnte überall für das zierlichste Weiberlärvchen gelten. Er war gut gewachsen, und Luisens Kleider paßten seinem Leibe, wie angegossen. Schäckernd fielen sie sich in die Arme, und hatten ihre tausend Freude, als sie auf einmal auf die unangenehmste Weise darin gestört wurden.

Truxilla pochte an der Thüre des Kabinets, und verlangte eingelassen zu werden. Man denke sich der Liebenden Schrecken und Verlegenheit, allein was halfs? Man mußte öffnen, und Luise thats mit zitterndem Herzen. Aha, ist das der Spuckgeist, sagte Truxilla lachend, als er ein Frauenzimmer bey seiner Gattin erblickte. Nu, nu, da will ich der Beschwörer seyn, und recht kräftige Formeln auswendig lernen, um den allerliebsten Geist zu bannen. Gute Nacht, rief er, als Heinrich sich empfahl, und begleitete das Frauenzimmer unter vielen Krazfüssen bis an die Thüre. Der Blitz war also glücklich wieder abgeleitet, und hatte nicht gezündet. Luise gieng ruhig mit ihrem Gatten zu Bette.

XI.

Isabelle war diese Tage über in nicht geringerer Verlegenheit wegen Heinrichs unbegreiflicher Abwesen-

wesenheit. Einige Male schon hatte sie ihre Vertraute in seine Wohnung geschickt, und immer zur Antwort erhalten, daß Niemand etwas von seinem Aufenthalte wisse. Was hatte dieses zu bedeuten? War ihm irgend ein Unglück begegnet? War er auf irgend einer verliebten Wanderung, oder war er zu Hause, und ließ sich wohl gar nur verleugnen, weil er nicht zu ihr kommen wollte? Alle diese und noch hundert andere Fragen warf Isabelle auf, und quälte sich damit. Man weiß, wie es Verliebte machen: Schon war sie im Begriffe, selbst hinzugehen, und mit eignen Augen sich zu überzeugen; und wer weiß, was sie gethan haben würde, wenn nicht Heinrich zu ihrer grossen Freude sich unvermuthet wieder eingestellt hätte.

Der Empfang von ihrer Seite war, wie sichs denken läßt, nicht der freundlichste. Sie machte ihm Vorwürfe, allein Heinrich war darauf vorbereitet, und wußte sich mit so scheinbarer Aufrichtigkeit zu vertheidigen, daß bald alle Zweifel schwanden, und die vollständigste Aussöhnung erfolgte. Nichts ist süsser in der Liebe, als nach einem kleinen Zwiste die Aussöhnung. Es gehört mit unter die Künste, zu denen die Natur die Anlagen schon jedem Mädchen in das Herz legte, zu rechter Zeit einen solchen Zwist herbey zu führen, nur daß systematisch Liebende diese Kunst nach Grundsätzen ver-

feinern, und in Regeln bringen. Sie dient dazu, der matt werdenden Liebe neue Wärme und Spannkraft zu verleihen.

Isabelle befand sich wohl bey dieser Aussöhnung, denn Heinrich war von diesem Augenblicke an viel wärmer, viel zärtlicher, und sie sah mit klopfendem Herzen dem Zeitpunkte entgegen, daß er auch unternehmender werden, und jenen Grad der Wärme erhalten würde, den sie an ihm zu sehen schon so lange gewünscht hatte. Auch der Vizekönig athmete wieder freyer, seitdem er seines Vetters anhaltende Bewerbungen um seine Gattin sah. Er hatte sich Luisen wieder genähert, und sie war ihm, ihrem mit Heinrichen verabredeten Plane zu Folge, auf halbem Wege entgegen gekommen. Alles gieng vortrefflich und zur Zufriedenheit der Theilnehmenden, wenn es nicht Luisen eingefallen wäre, eifersüchtig zu werden, und dadurch die Sache wieder verwirrter zu machen, als sie es jemals war.

Nur auf ihren Befehl hatte sich Heinrich Isabellen neuerdings genähert. Sie fand es nothwendig, um Truxillens Eifersucht, wenn sie noch nicht erstickt war, vollends zu ersticken, und den Vizekönig zu besänftigen. Es kostete ihm nicht wenig Mühe, einer andern Liebe zu heucheln, während seine ganze Seele bey Luisen war, und

einige Male stand er in Gefahr, wenn er Isabellen Süssigkeiten vorsagte, statt ihres Namens Luisens ihren zu nennen. Auf einmal nun, da Heinrich glaubte, alles auf das Beste zu machen, fiel es Luisen ein, eifersüchtig zu werden. Sie grollte mit ihm, machte ihm Vorwürfe, daß er sie vernachlässige, daß es ihm keine Mühe koste, sie an Isabellens Seite zu vergessen. Kurz — sie begieng alle Thorheiten eines eifersüchtigen Weibes.

Es bedurfte nur eines Winkes, um Heinrichen wieder zu ihren Füssen zu führen, denn der Zwang, den er sich bey Isabellen anthun mußte, wurde ihm endlich zur unerträglichen Last. Kaum hatte er daher ein Briefchen von Luisen erhalten, in dem sie ihm die bittersten Vorwürfe über seine Untreue machte, als er sich entschloß, zu ihr zu eilen, und ihr zu zeigen, daß er bereit sey, alles zu wagen, um sie zu sehen. Er nahm zu dem nämlichen Mittel seine Zuflucht, welches ihm lezthin so gut geglückt hatte, verschafte sich einen vollständigen Weiberanzug, kleidete sich mit allem Geschmacke, miethete einen Wagen, und fuhr in diesem Aufzuge am hellen Tage zu seiner Schönen. Daß ihn Truxilla nicht erkennen würde, davon war er überzeugt, und traute übrigens auf sein Glück und seine Gegenwart des Geistes so fest, daß ihn nicht die mindeste Furcht anwandelte.

Nichts desto weniger begegnete ihm gleich bey sei-Eintritte in Truxillens Hause etwas, das ihn bey-nahe aus aller Fassung gebracht hätte.

Ohne Umstände stieg er vor Luisens Wohnung ab, ließ sich bey ihr als eine sie besuchende Freundin vom Lande melden, und folgte dem Bedienten auf dem Fusse. Schon freute er sich im Geiste der Ueberraschung seiner Geliebten, schon hatte er die Arme aufgehoben, um mit lautem Gelächter in Luisens Arme zu fallen, als er zu seinem grossen Schrecken den Vizekönig bey ihr erblickte. Zum Glück für ihn erholte er sich geschwinde von seiner Ueberraschung, und war, als Luise sich ihm näherte, und die Unbekannte — denn sie kannte ihn wirklich nicht — voll Befremden anstaunte, schon im Stande, ihre Hand zu ergreifen, und durch einen nur ihm eignen Druck derselben sie aufmerksam zu machen.

Wer beschreibt Luisens Ueberraschung, als sie ihren Geliebten erkannte? Sie taumelte, und war kaum im Stande, sich vom Schrecken überwältigt aufrecht zu erhalten. Wohl ihr, daß Heinrich wieder seine volle Besinnung erhalten hatte, denn sonst würde sie sich durch ihre Verwirrung verrathen haben. Er umarmte sie mit allem Anstande einer alten Bekanntin, flüsterte ihr einige Worte ins Ohr, und führte sie dann an der Hand an dem

Vizekönig vorüber, der der schönen Fremden viele Verbeugungen machte, ins anstossende Zimmer. Bald erholte sich hier Luise in den Armen ihres Heinrichs, und eilte dann zu dem Vizekönig zurück, der sich aber bald empfahl, um durch seine Gegenwart nicht lästig zu werden.

XII.

Während Luise sich des Vizekönigs zu entledigen suchte, trat Truxilla in das Zimmer, wo Heinrich ihrer harrte, und war sehr erstaunt, ein fremdes Frauenzimmer da zu finden. Kaum hatte er indessen erfahren, daß es Donna Felizia aus dem Hause Braganza, und eine Freundin seiner Gattin sey, als er sie mit Höflichkeiten überhäufte. Er fand grosses Behagen an ihr, und sein altes Herz thaute beym Anblicke so vieler Reitze, denn Heinrich sah wirklich allerliebst aus, mächtig auf. Er gab sich alle Mühe, sie zu unterhalten, und sagte ihr nach seiner Art und auf eine komische Weise die größten Süssigkeiten. Kaum war Luise im Stande, als sie vom Vizekönig zurück kam, und ihren Alten in Feuer und Flammen sah, das Lachen zurück zu halten.

Nun war sie zufrieden, daß sie Heinrichen wieder gesehen hatte, und auch er fand sich glücklich, daß er durch diesen gewagten Schritt ihr

einen Beweis seines Muths und Anhänglichkeit hatte geben können. Er fand indessen nicht für gut, sich durch längeres Verweilen noch der Gefahr auszusetzen, entdeckt zu werden, und wollte sich wieder empfehlen, allein das lag nicht in Truxillens Plane, die holde Schöne so bald wieder zu entlassen. Mit possierlicher Zudringlichkeit bat er sie, doch einige Stunden ihm ihre Gegenwart zu schenken, und bey dem Mittagessen zu bleiben. Heinrich fand den Auftritt zu belustigend, als daß er nicht hätte wünschen sollen, ihn zu verlängern, und nahm also, nach einer kurzen Weigerung, welche nur dazu diente, den Alten wärmer zu machen, die Einladung an.

Ich wünschte, Hogarts oder Kodowieki's Pinsel zu haben, um diese komische Szene nach Würde zu schildern. Auf einer Seite war Luise, welche sich alle Mühe geben mußte, ihr Lachen zu verbergen. Auf der andern Heinrich, der seine Rolle meisterhaft spielte. Mit der Miene der natürlichsten Verschämtheit hörte er alle die schönen Sachen, welche aus dem Munde des Generals daher strömten, und warf mit unter einen Blick, der ärger in seinem Herzen zündete, als ein Feuerfunken in der geöffneten Pulvertonne. Truxilla war in diesem Gemälde die Hauptperson. Er lebte bey dem Anblicke der holden Felizia völlig auf,

und schien sich zu verjüngen. Sein Auge fieng ordentlich zu funkeln an, doch verhielt sich sein Feuer gegen das, welches aus Felizens Auge daher strömte, wie das Licht, des bey Nacht scheinenden Faulholzes, gegen den Glanz der Sonne. Er mußte die Weste öffnen, um seinem gepreßten Herzen Luft zum Athmen zu geben, und wenn er von ohngefähr Felizens Kleid oder eine ihrer Hände berührte, so war ihm nicht anderst, als wenn er einen Zitteraal berühret hätte. Ein elektrischer Schlag fuhr durch alle seine Glieder, er schnitt Gesichter wie ein Fisch, der auf trocknem Boden nach Luft und Wasser schnappt. Alle diese Süssigkeiten und Komplimente, welche ihm vor dreyssig Jahren Gang und Gebe waren, suchte er aus dem Rumpelkasten seines Gedächtnisses hervor, und kramte sie auf die possierlichste Weise aus. Unzählige Male trank er auf die Gesundheit seiner Schönen, und wurde endlich von Wein und Liebe so berauscht, daß er sich kaum mehr zu halten wußte. Um den Hals hätte er Luisen fallen mögen, als sie ihn versicherte, daß sie ihre Freundin dazu vermögen wolle, nächstens einige Tage bey ihr zuzubringen, und er schwur im Herzen, ihr diese Gefälligkeit nie zu vergessen. Eben machte er sich bereit, das Herz der holden Schönen nach allen Regeln der Kriegskunst zu belagern, und würde ihr vielleicht in der Gegenwart seiner Gat-

tin seine Liebe gestanden haben, wenn nicht ein unvermutheter Vorfall seiner Zunge Einhalt gethan hätte. So gewiß ist es, daß die Liebe, wenn sie sich eines alten Herzens bemeistert, dasselbe zu den abentheuerlichsten Schritten zu verleiten im Stande ist.

Ein Eilbote berichtete dem General, daß in dem entferntesten Viertheile der Stadt Unordnungen unter den Soldaten ausgebrochen seyen, die seine Gegenwart durchaus erforderten. Das kam ihm sehr ungelegen. Er verfluchte in seinem Herzen sein widriges Schicksal, und war im Begrife, das erstemal in seinem Leben vielleicht seine Pflicht zu vernachlässigen, als ihm ein Mittel einfiel, wie er beydes zugleich, sein Herz und seinen Dienst befriedigen könne. Nichts, nichts, rief er Felizen zu, die sich empfehlen wollte, und dem Herrn General mit einem verschämten Blicke versicherte, daß sie bald wieder die Ehre haben werde, ihm aufzuwarten, so ist es nicht gemeint. Sie dürfen nicht so geschwinde fort, und müssen mir durchaus versprechen, meine Rückkunft abzuwarten, oder ich bleibe hier, so wahr ich lebe, und sollte die Stadt und die ganze Welt darüber zu Grunde gehen. Doch ich werde ihre Flucht auf gut soldatisch zu verhindern wissen, sezte er hinzu, indem er Felizens und seiner Gattin Hände ergrif, und sie nach

dem berufnen Kabinette führte. Hier, meine Damen, sagte er, unterhalten sie sich gut, und lassen sie sich die Zeit nicht lange werden. Sie sind meine Gefangnen. Lachend schloß er die Thüre ab, steckte den Schlüssel zu sich, und gieng nun mit leichtem Herzen an seine Bestimmung.

XIII.

Daß sich die beyden Gefangnen die Zeit nicht lange werden liessen, das läßt sich denken. Sie freuten sich der günstigen Augenblicke, welche ihnen das Schicksal zuwarf, und waren eben im vollen Genusse ihrer Freude, als sich ihr gefährlichster Feind nahte. Der Vizekönig hatte Truxillen ausfahren gesehen, und eilte, seine Abwesenheit bey Luisen zu benutzen. Keuchend vor Eile sprengte er daher, und flog, da er Luisen nicht in ihrem Zimmer fand, durch das ganze Haus. Ueberall war er schon gewesen, nur in dem ihm so gefährlichen Kabinette nicht. Eben nahte er sich der Thüre, und hatte den Finger schon ausgestreckt, um anzuklopfen, als er Heinrichs Stimme in demselben vernahm. Drey Schritte sprang er zurück vor Entsetzen bey dieser Entdeckung, und es vergieng geraume Zeit, ehe er sich von seiner Bestürzung erholte. Dann aber legte er sein Ohr an die Thüre, und strengte die ganze Schärfe sei-

nes Gehöres an, um ja keine Silbe von dem, was in dem Kabinette gesprochen wurde, zu verlieren. O daß er es nicht gethan hätte, denn er hörte seine eigne Schande. Man sprach von ihm, und die Verliebten machten sich über ihn lustig. Die Lücken in ihrer Unterredung wurden durch Küsse und Seufzer ausgefüllt, bey denen des Vizekönigs Phantasie so rege wurde, daß er sich nicht mehr zu halten wußte. Eben war er im Begriffe, die Thüre des Kabinetts einzurennen, als er sich noch besann, daß er durch diese Gewaltthätigkeit in einem fremden Hause alles verderben, und seine Absichten ganz vereiteln würde. Es gab ein sicherers Mittel, Luisen und Heinrichen zu verderben. Dieses war, Truxillen hieher zu führen, ihn mit eignen Augen sehen, mit eignen Ohren hören zu lassen, und die Verräther dann seiner Rache zu übergeben.

Diesen Plan wollte er ausführen, und rückte zu diesem Ende einen Stuhl dicht vor die Thüre, um da bis zu Truxillens Nachhausekunft Wache zu halten. Die Gefangnen dießmal nicht entwischen zu lassen, das war sein fester Entschluß. Manches hörte er noch auf seinem Posten, das ihm nicht sehr zur Erbauung diente, und er gebehrdete sich auf seinem Stuhle wie ein Beseßner. Luise hatte das Geräusch gehört, das er an der

Thüre machte, und wurde dadurch aufmerksam. Von diesem Augenblicke an vernahm der Vizekönig nichts mehr in dem Kabinette, und diese Stille war ihm peinlicher, als alles, was er zuvor gehört hatte. Wuth schnürte ihm die Kehle zu, und der Athem fieng ihm an zu stocken. Er war nicht mehr im Stande, länger an sich zu halten, und eben im Begriffe, mit beyden Händen gegen die Thüre zu trommeln, als Truxilla erschien.

Nur zur Hälfte hatte dieser sein Geschäft beendigt, und eilte, was er konnte, nach Hause. In einem Sprunge war er aus seinem Wagen, und seit dreyßig Jahren hatte er die Treppen nicht mehr so behende erstiegen, als heute. Eben nahte er sich dem Kabinette, und hatte schon die Hand nach dem Schlüssel in seiner Tasche ausgestreckt, als er den Vizekönig auf seinem Posten erblickte. Er wußte nicht, sollte er sich über diesen ungelegenen Besuch ärgern, oder aber über seine fürchterliche Geberden lachen, denn da stand er, wie ein Hahn, der eben seinem Nebenbuhler die Augen auszukratzen im Begriffe ist, oder wie ein Hirsch, wenn er zur Brunftzeit mehrere Kompetenten in seinem Wege findet. Ey, ey, gnädiger Herr, rief Truxilla, warum finde ich sie hier so ganz allein? Wo ist meine Frau, daß sie nicht zu ihrem Empfange herbey eilet? Das sagte er mit

Vorbedacht, weil er hoffte, daß der Vizekönig, wenn Luise nirgends zu finden war, sich wieder entfernen würde.

Das sollen sie sogleich erfahren, antwortete dieser, wenn sie sich die Mühe nehmen wollen, in diesem Kabinette nachzusuchen.

So — hier ist sie. Bey diesen Worten klopfte Truxilla an die Thüre, und rief seiner Frau zu, daß sie kommen sollte, weil der Vizekönig sie sprechen wolle.

Ich muß um Verzeihung bitten, antwortete Luise von innen. Ich habe nothwendige Geschäfte.

Ja wohl nothwendige Geschäfte, seufzte der Vizekönig, bey denen der dritte Mann überflüssig und lästig ist. Ich bürge ihnen dafür, Herr General, daß ihre Gattin Gesellschaft bey sich hat, denn ich habe sie sprechen hören, und bin überzeugt, daß sie einen Liebhaber bey ihr finden werden.

Dann wäre es unverzeihlich, erwiederte Truxilla lächelnd, für einen gefälligen Ehemann, sie zu überraschen. Wollen wir nach einem andern Zimmer gehen, gnädiger Herr, und abwarten, bis Luise ihre Geschäfte beendigt hat? Oder wollen sie mir die Ehre ihres Besuches auf ein andermal schenken?

Der Vizekönig wußte nicht, was er von Truxillen denken sollte. War er von Sinnen gekommen, oder was war sonst mit ihm vorgegangen? Er, ein Mann von den festesten Grundsätzen, und in diesem Stücke ganz ein Spanier, konnte sich dazu entschliessen, den gefälligen Ehemann zu machen, den Unterhändler für seine Frau in ihren verliebten Angelegenheiten zu spielen? Das war ihm unbegreiflich. Er gab sich alle Mühe, seine Empfindlichkeit und Eifersucht rege zu machen, aber alles umsonst. Der General blieb sich immer gleich. Er lachte über des Vizekönigs Bedenklichkeiten, machte mit unter einige beissende Anmerkungen über den warmen Antheil, den er an dieser Sache zu nehmen schien, und schloß mit der Versicherung, das Klügste sey, auf jeden Fall abzuwarten, bis es Luisen gefallen würde, aus dem Kabinette hervor zu gehen.

Das war nicht auszuhalten. Je grössere Dinge er sich von Truxillens Eifersucht für seine Rache versprochen hatte, um so tiefer kränkte ihn seine Gleichgültigkeit und kaltes Blut. Also auch dieses Mal sollten die Untreuen, welche sich so gröblich an ihm versündigt hatten, ungestraft von dannen gehen! Dieser Gedanke empörte seine ganze Seele. Wenn sie es denn nicht besser haben wollen — meinetwegen, rief er zähneknir-

schend, und sprang, ohne von dem Narren, wie er Truxillen nannte, Abschied zu nehmen, davon.

XIV.

Nun erst, als Luise und Heinrich von des Vizekönigs Entfernung überzeugt waren, getrauten sie sich, frey Athem zu holen. Sie hatten gezittert bey dem Gedanken, daß es ihm noch gelingen könnte, bey Truxillen Verdacht zu erregen, und ihn zu bewegen, in seiner Gegenwart die Thüre zu öffnen. Geschah dieses, so war alles verloren, denn der Vizekönig erkannte dann sicher seinen Vetter troz seiner Verkleidung, da er sich durch seine Stimme schon verrathen hatte. Auch Truxillen wurden dann die Augen geöffnet, und — man denke sich die Folgen davon. Zum Glücke hielt Truxilla fest. Er war überzeugt, daß ein schönes Mädchen bey Luisen im Kabinette sey, denn er wünschte es. Wie leicht glaubt man nicht, was man wünscht? Den Vizekönig kannte er als einen erklärten Weiberfreund. Er glaubte, Feliziens Reize, die er diesen Morgen nur im Vorübergehen gesehen hatte, hätten ihn angezogen, und Eifersucht nagte schon an seinem Herzen. Er konnte sich nicht entschliessen, diesem gefährlichen Manne den Zutritt zu seinem Mädchen zu gestatten, für das sein Herz so mächtig schlug.

Er gieng, um sich auch gewiß zu überzeugen, daß sich der Vizekönig entfernt habe, und dann erst öffnete er die Thüre des Kabinetts. Nur heraus, meine schönen Gefangnen, rief er den Damen zu, mir thut es leid, daß sie so lange harren mußten, allein ich konnte nicht helfen, der Weg war nicht rein. Was das für ein alberner Geck ist, der Vizekönig, sezte er lachend hinzu. Sucht erst meinen Kopf warm, und meine Eifersucht rege zu machen, um dann zu meinem schönen Gaste zu kommen, aber prosit mein Herr! Ich erkannte den Herrn Urian, troz des Schafpelzes, unter dem er Hörner und Klauen gerne verbergen wollte. Nichts, nichts, so etwas ist nicht für seinen Schnabel gewachsen, und Truxilla hat schon lange Beschlag davon genommen. So schwazte der General, dem das Herz bey Felizens Anblicke von neuem zu pochen anfieng, in einem Stücke, und sagte die närrischsten Dinge, die sich denken liessen. Heinrich und Luise lachten herzlich mit, denn die Entwicklung dieses Abentheuers, das so gefährlich werden zu wollen schien, war zu belustigend, als daß man ernsthaft dabey bleiben konnte. Sie mußten sich alle Gewalt anthun, um durch ihr Lachen sich nicht zu verrathen.

Die Vorsicht forderte es, daß Heinrich nun ernstlich an seine Abreise dachte, denn wie leicht

könnte der Vizekönig zurück kommen, oder sonst etwas begegnen, welches alles, was das Glück bisher gut gemacht hatte, auf einmal wieder verdarb! Er machte daher Anstalten zum Aufbruch, allein — das war eher gesagt, als gethan. Truxilla sezte sich mit aller Gewalt dagegen. Er konnte sich nicht entschliessen, den Abgott seiner Seele so bald von sich zu lassen. Erst dann willigte er ein, als Felizia ihm versprach, in wenigen Tagen wieder, und dann auf längere Zeit zu kommen. Nu, wenn das ist, rief er mit komischer Geberde, und halb heulend vor Zärtlichkeit, so will ich mich zufrieden geben, obwohl ich nicht weiß, wie ich bis zu ihrer Rückkunft leben werde. Schon hatte Felizia Fächer und Florkappe ergriffen, schon hatte sie von Luisen mit einer zärtlichen Umarmung, bey der Truxillen der Mund voll Wasser lief, Abschied genommen, schon nahte sie sich der Thüre, und hoffte, bald im Freyen zu seyn, als der General noch ein Hinderniß in den Weg schob, das sie in die größte Verlegenheit sezte. Er lief nach Huth und Stock, und schwur hoch und theuer, daß er seinen Gast wenigstens eine Meile weit begleiten, und zu Pferde zurück kehren wolle. Daß Heinrich dieses nicht zugeben durfte, begreift man leicht. Es hielt schwer, ehe der General sich zum Ziele legte, und Luise stand Höllenangst aus. Erst dann athmete sie wieder frey, als sie den Wagen mit

Hein-

Heinrichen dahin rollen, und ihren Gatten am Thorwege mit wehmüthiger Gebehrde seiner Schönen nachblicken sah.

Auf einem grossen Umwege näherte er sich seiner Wohnung, und schlich sich durch eine Hinterthüre ungesehen und unbemerkt auf sein Zimmer. Wie wohl war ihm, als er sich wieder in einen Mann umgeschaffen sah? So belustigend auch dieses Abentheuer im Grunde war, so schauderte ihm doch die Haut, wenn er über die Gefahren nachdachte, denen er sich ausgesezt hatte. Diesen Abend noch eilte er zu Isabellen, die ihn mit Sehnsucht erwartete.

XV.

Den Vizekönig hatte die Wuth, in die ihn die Entdeckung von Luisens Untreue, und die Kaltblütigkeit, mit der Truxilla sich in der Sache benahm, versezte, so sehr angegriffen, daß er sich sogleich zu Bette legen mußte. Das war ein grosses Glück für die Liebenden, denn wäre er im Stande gewesen, seinem Plane zu Folge als Lauscher auf dem Posten zu bleiben, so war Heinrich ohne Rettung verloren. Er hätte dann die fremde Dame wegfahren gesehen, wäre dem Wagen auf dem Fusse gefolgt, und alles war entdeckt. Er schickte zwar einen seiner Vertrauten aus, allein dieser

war nicht fein genug, und erfuhr nichts. Bald kam er mit der Nachricht zurück, daß Graf Allmanda sich bey Isabellen befinde. Unglaubig schüttelte der Vizekönig den Kopf bey dieser Nachricht. Was sollte er davon denken? Daß Heinrich bey Luisen im Kabinette gewesen war, dessen war er so ganz überzeugt, daß er seine Seligkeit darauf verwettet hätte. Er hatte seine Stimme gehört, und diese kannte er zu gut, als daß er sich hätte irren können. Wie kam er aber am hellen Tage ungesehen aus Truxillens Hause? Wie zu dieser Stunde zu Isabellen? Das war ihm ein Geheimniß, das er nicht zu erklären wußte. Rasend hätte er werden mögen, von Luisens und Heinrichs Untreue überzeugt zu seyn, und doch keine Beweise zu haben, um sich an ihnen rächen zu können. Er entschloß sich, alles aufzubieten, sich Beweise zu verschaffen, und traf seine Anstalten so gut, daß er darauf rechnen konnte, seine Absichten bald zu erreichen.

Luise und Heinrich wurden nun mit Menschen umgeben, die in des Vizekönigs Solde standen, und es war ihnen unmöglich, unbeobachtet einen Schritt zu thun. Am andern Tage gleich kam einer dieser Vertrauten, und brachte einen Brief, den Luise an Heinrichen geschrieben hatte. Er hatte Mittel gefunden, ihn aufzufangen. Ueber-

schrieben war er zwar nicht dieser Brief, allein es war Luisens Handschrift, und der Inhalt bewies, daß er an ihren Geliebten gerichtet war. „Schon ein ganzer Tag ist verflossen, so schrieb sie, ohne daß du mir Nachricht ertheilest, ob du glücklich und ohne Gefährden zu Hause angekommen bist. Das ist nicht fein von dir, da du doch weißt, wie sehr ich um dich besorgt bin. Wenn du nicht bald antwortest, und mich beruhigst, so grolle ich mit dir, und es soll dir schwer genug gemacht werden, dich mit mir wieder auszusöhnen. Lebe wohl, Liebling meiner Seele, denn daß du es nur weißt, ich liebe dich fast eben so sehr, als mein Gatte, der gute Truxilla. — Lache nicht! Noch einmal lebe wohl. — Luise." Hoch auf im Bette sprang der Vizekönig vor Freude, als er diesen Brief gelesen hatte, denn was konnte er mehr verlangen, um sich an Luisen zu rächen? War dieser Brief nicht an ihren Geliebten? War er nicht hinreichend, Truxillens Eifersucht zur hellen Flamme anzublasen?

Seine Ungeduld, bald Gebrauch von dem Briefe zu machen, war so groß, daß er kaum die Zeit erwarten konnte, da er im Stande seyn würde, das Bett zu verlassen. Gleich als wenn das Schicksal sich beredet hätte, alle seine geheimsten Wünsche in diesem Augenblicke zu erfüllen,

kam Truxilla noch am nämlichen Tage zu ihm. Er hatte von seiner Unpäßlichkeit gehört, und kam ihn zu besuchen. Freude lachte aus des Vizekönigs Augen, als er den General bey sich eintreten sah. Nun, Herr General, rief er ihm mit triumphirender Miene entgegen, behaupten sie noch, daß nicht Luisens Geliebter bey ihr im Kabinette war?

Allerdings antwortete Truxilla, dem es ärgerlich war, daß der Vizekönig schon wieder von dieser Sache zu reden anfieng. Ich bin meiner Sache gewiß, denn ich selbst habe Luisen mit ihrer Freundin in das Kabinett eingeschlossen, und auch wieder aus ihrer Gefangenschaft erlöst. Gefährlich ist diese Person meiner Gattin nicht, das versichere ich sie, gnädiger Herr, als in so fern sie meinem Herzen gefährlich ist. Hier rieb er sich voll süsser Erinnerung an Felizen die Hände, und ein Seufzer stieg aus seinem Busen empor.

So, so, entgegnete lächelnd der Vizekönig. Sie werden mir es vielleicht Dank wissen, wenn ich ihnen Beweise liefere, daß diese Person ihrer Gattin wirklich gefährlich ist. Lesen sie diesen Brief, Herr General. Er kam durch einen Verstoß in meine Hände. Da er ohne Aufschrift ist, so öffnete ich ihn, und glaube, den besten Gebrauch davon zu machen, wenn ich ihn in ihre Hände gebe.

Es wollte Truxillen doch warm vor der Stirne werden, als er Luisens Hand und Unterschrift sah, kaum hatte er aber den Brief gelesen, als seine Miene wieder heiter wurde, denn es war ja deutlich, daß er an Felizen geschrieben war. Die Worte: „Ich liebe dich fast eben so sehr, als mein Gatte, der gute Truxilla," beweisen es ja, von wem die Rede war. Die gute Seele, meine Gattin! dachte er. Ich will ihr diese Gefälligkeit nie wieder vergessen. Lächelnd sah er den Vizekönig an, der jede seiner Mienen sorgfältig beobachtete ihn aufbrausen zu sehen hoffte, und sein Betragen durchaus nicht zu erklären wußte.

Ich danke ihnen für die gute Nachricht, sagte Truxilla, und steckte den Brief in die Tasche Luise ist doch eine vortrefliche Frau, ein Weib ohne Gleichen, und ich eile — hier grief er nach Hut und Stock — ihr voll Wärme um den Hals zu fallen.

Der Mensch ist toll, rein toll, rief der Vizekönig, als sich Truxilla entfernt hatte, und biß sich voll Aerger, die Plane seiner Rache abermal vernichtet zu sehen, in die Lippen.

XVI.

Mit einem Gesichte, aus dem Luise sogleich schloß, daß etwas Ausserordentliches vorgefallen

seyn müsse, trat Truxilla in ihr Zimmer. Hast du heute schon Briefe geschrieben, meine Liebe, rief er ihr schon unter der Thüre entgegen. Man denke sich Luisens Verlegenheit bey dieser Frage. Sie hatte keinen andern Brief geschrieben, als den an Heinrichen, und wie kam Truxilla dazu, sich nach diesem zu erkundigen? Sie verlor indessen die Gegenwart des Geistes nicht. Keinen, daß ich wüßte, sagte sie — — doch ich besinne mich — ein kleines Briefchen an Felizen, in dem ich mich erkundigte, ob sie glücklich und wohlbehalten zu Hause angekommen sey.

Hier ist es dieses Briefchen, schrie Truxilla triumphirend, und warf es lachend vor Luisen auf den Tisch hin. Das ist doch ein abscheulicher Mensch, der Vizekönig, fuhr er fort. Denke nur, Liebe: Aufgefangen hat er diesen Brief, erbrochen, und mir eingehändigt, indem er mich bereden wollte, daß er an seinen Vetter Heinrich geschrieben sey. Was er wohl für Absichten dabey haben mag? Gute sicher keine. Er wollte vermuthlich meine Eifersucht rege machen, und den Unfrieden in unsre Ehe bringen; allein er muß seine Sache feiner angreifen, wenn er mich fangen will. Obwohl keine Aufschrift auf dem Briefe war, so sah ich doch gleich, daß er an Felizen gerichtet war, allein um ihn für seine Bosheit zu kränken, sagte

ich ihm kein Wort davon, und eilte sogleich zu dir.

Was er für Absichten habe, sagte Luise, der ihr Blut vor Unwillen kochte, da sie mit einem Blicke des Vizekönigs rachvolle Plane überschaute, das will ich dir erklären: Rache ist es, die er an mir nehmen will, weil ich gegen seine Seufzer und verliebten Unsinn gefühllos blieb. Der schändliche Mensch! erbittern wollte er dich; Verdacht wollte er in deine Seele werfen gegen deine Gattin, damit du ihr das Leben zur Hölle machen solltest, und doch hat Niemand weniger Ursache, über Andre zu sprechen, als er. Hier öffnete sie den Schreibeschrank, und langte ein Briefchen hervor, das sie ihrem Gatten übergab. Lies einmal, sagte sie, diesen Brief, den ich vor ein paar Tagen auf der Treppe fand, — die Wahrheit war, daß Heinrich selbst ihr ihn gegeben hatte. Darf ein Mann, dessen Gattin solche Briefe schreibt, wohl andre rechtliche Weiber in Verdacht zu bringen suchen? Rache war es, die er an mir nehmen wollte, und vermuthlich auch an Heinrichen, von dem er weiß, daß er sich um Isabellen bewirbt.

Mit gespannter Neugierde öffnete Truxilla den Brief, der nicht wie Luisens ihrer ohne Ueberschrift, sondern an — den Grafen Heinrich Allmanda überschrieben war. Er las ihn laut: „Wie

kommts, schrieb Isabelle, liebster Heinrich, daß mir jeder Augenblick so peinlich wird, den ich nicht mit dir verlebe? Gerade als ob du den besten Theil meiner Seele mit dir nähmst, habe ich kein Gefühl, wenn du ferne von mir bist, und alles eckelt mich an, was mich umgiebt. Komme doch diesen Abend frühzeitig, trauter Junge, denn ich erwarte dich mit Sehnsucht. Der Willen meines Gatten soll ganz befriedigt werden. Du sollst glücklich seyn, und nur für dich schlägt das Herz deiner — Isabelle."

Herrlich, rief Truxilla, indem er mit beyden Händen auf dem Tische tromelte, und vom Lachen hochroth im Gesichte wurde. Herrlich! Da ist ja das vollkommne Gegenstück von dem Bilde, das mir der Vizekönig von dir entwarf, nur mit dem Unterschiede, daß du in seinem Gemälde im Halbdunkel standst, Isabelle aber im vollsten Lichte erscheint. Aber höre, was will denn die Frau mit den Worten sagen, daß der Wille ihres Mannes erfüllt werden soll? Das verstehe ich nicht.

Ich auch nicht, antwortete Luise. Wohl verstand sie es, allein sie fand nicht für gut, Truxillen gar zu klug zu machen. Nur das begreife ich, daß ein Mann, dessen Gattin so öffentlich einen Liebeshandel unterhält, fein säuberlich mit dem Leumund andrer Weiber umgehen sollte. Oder

thut er es vielleicht, damit er in andrer Leute Schatten desto unbemerkter stehen könne.

Das ist möglich, wahrscheinlich sogar, sagte Truxilla, aber boshaft und niederträchtig. Er verdient Strafe, und die will ich an ihm nehmen. Ohne sich weiter hierüber zu erklären, steckte er Isabellens Brief zu sich, und eilte davon.

XVII.

Ein Dienst ist dem andern werth, gnädiger Herr, rief Truxilla, als er in das Zimmer des Vizekönigs eintrat, der eben, weil er voll Unruhe sich nicht mehr halten konnte, aus dem Bette aufgestanden war. Sie gaben mir vor einer Stunde einen Brief, den meine Gattin an einen Liebhaber geschrieben haben soll, und ich bringe ihnen einen, den die ihrige wirklich geschrieben hat. Ich hoffe, sezte er mit spottender Miene hinzu, sie werden meine gute Absicht nicht verkennen.

Es lohnte sich der Mühe, des Vizekönigs Gesicht bey dieser Anrede gemalt zu sehen. Daß Isabelle Briefe an ihren Liebhaber schreibe, das glaubte er, und es war ihm gleichgültig; daß die Sache aber Andern bekannt werden soll, das war ihm höchst unangenehm. Kaum hatte er einen Blick auf den Brief geworfen, den Truxilla ihm vorhielt, und Isabellens Schriftzüge erkannt, als er

hastig darnach grief. Er las, und bey jedem Worte verlängerte sich sein Gesicht um einige Linien. Seine Augen drängten sich hervor, seine Lippen bebten, auf seiner Nase standen Schweistropfen, wie Perlen, und seine Hand zitterte. Voll Schadenfreude gegenüber stand Truxilla, und beobachtete aufmerksam jede seiner Mienen. Verflucht, schrie er endlich, indem er den Brief krampfartig zusammen drückte, und in die Tasche steckte. Verflucht über den Jungen. Da bin ich in meiner eignen Falle gefangen. Pfui Teufel! So brummte er in halb vernehmlichen Tönen, und lief wie ein angeschoßner Eber umher. Plötzlich schien sich eine Idee in seiner Seele vorzudrängen. Er besann sich einige Augenblicke, und dann trat er vor Truxillen hin. Sie haben mir Gleiches mit Gleichem vergolten, sagte er, und das Lachen ist auf ihrer Seite, doch gönnen sie mir noch eine kleine Frist. Ich erbitte mir von ihnen die Gefälligkeit, daß sie so lange über diesen Vorfall das tiefste Stillschweigen beobachten, bis ich ihnen Beweise von der Untreue ihrer Gattin geliefert habe. Ehe ein Monat vergeht, soll dieses geschehen, und dann erlaube ich ihnen, zu sagen, und zu thun, was ihnen beliebt.

Topp, sagte Truxilla, indem er in die dargebotne Hand des Vizekönigs einschlug, und die Sache war abgethan.

XVIII.

Luise hatte Heinrichen von dem Vorfalle mit dem Briefe sogleich Nachricht gegeben, und von dieser Stunde an sezte er keinen Fuß mehr in Truxillens Haus. Er hoffte dadurch die Wachsamkeit der Lauscher einzuschläfern, allein umsonst. Es waren nun der Leute zu viel, denen daran lag, in das Geheimniß einzudringen. Der Vizekönig gab sich alle Mühe. Er gieng selbst auf Entdeckungen aus, und sezte eine ganze Schaar vertrauter Leute in Bewegung, die den Verliebten auf jedem Schritte folgen mußten. Auch Truxilla war nicht müssig. Obwohl er noch keineswegs überzeugt war, so wurde er doch aufmerksamer, und schlich nun umher, wo er sonst mit so festem Schritte aufgetreten hatte, daß man ihn von weitem kommen hörte. Zu allen diesen Lauschern gesellte sich aber noch ein dritter, und zwar der gefährlichste, denn er war ein Weib. Eifersucht hatte sich von neuem Isabellens Seele bemeistert. Heinrich vernachläßsigte sie. Er war kalt, wenn er an ihrer Seite saß, denn sein Herz war mit Luisens Bilde beschäftigt, und als sie ihm Vorwürfe darüber machte, blieb er ganz weg. Daß eine andre Liebe sich seiner bemächtigt habe, davon war sie überzeugt, nur kannte sie noch nicht bestimmt den Gegenstand derselben. Auf Luisen hatte sie Verdacht, obwohl er

ihr heilig versichert hatte, daß er in keiner Verbindung mehr mit ihr stehe. Sie mußte Gewißheit haben, und nahm ihre Maasregeln so gut, daß sie sie auch bald erhielt.

So standen die Sachen, und es war ein Wunder, daß die Liebenden nicht früher in die Falle giengen. Lange widerstanden sie der Versuchung, sich wieder zu sehen, aber endlich wurde ihre Sehnsucht stärker, als Klugheit und Ueberlegung. Sie fiengen an, an verschiedenen Orten Zusammenkünfte zu halten. Der größte Theil dieser Bestellungen mißlang, denn sie fanden immer in ihrem Wege so viele verdächtige Gesichter, daß sie es nicht wagen durften. Am beßten war es ihnen bis jezt im herrschaftlichen Garten geglückt. Es war ein grosser, prachtvoller, mit Hecken und Lauben nach dem Geschmacke jener Zeit verzierter Garten, in dem es leicht war, sich vor den Augen ungebetner Zeugen zu verbergen. Mehrere Male schon hatten sie sich unbemerkt da eingefunden, und selige Augenblicke da genossen, allein endlich wurden sie doch entdeckt. Es ist eine Wahrheit, die der grosse Professor der Liebe — Ovid schon lehrte, daß man verliebte Zusammenkünfte nie zum zweyten Male an dem nämlichen Orte wiederholen soll, und Heinrich und Luise fanden diese Wahrheit durch Erfahrung bestätigt. Ein Ver-

trauter des Vizekönigs entdeckte sie, und hinterbrachte ihm die Nachricht, daß die Verliebten sich jeden finstern Abend in dem Gartenhause einfänden. Königlich wurde er belohnt für diese Entdeckung, und als sich der Vizekönig mit eignen Augen von der Wahrheit derselben überzeugt hatte, so eilte er zu Truxillen.

Ich versprach, Herr General, sagte er, ehe ein Monat vergeht, ihnen Beweise von der Untreue ihrer Gattin zu liefern. Nun bin ich im Stande, mein Versprechen zu erfüllen, und werde sie heute Abend, wenn es finster ist, an einen Ort führen, wo sie sich selbst davon überzeugen können.

Ich werde bereit seyn, ihnen zu folgen, antwortete Truxilla, doch rathe ich ihnen, frohlocken sie nicht zu früh. Sie können sich irren, und dann, das begreifen sie wohl, hätte ich doppelte Ursache, mich über sie lustig zu machen. Ich wette darauf, daß sie unrecht gesehen haben.

Wetten sie nicht, erwiederte lächelnd der Vizekönig, denn sie verlieren, und ich bin meiner Sache gewiß. Auch sie sollen es werden. Heute Abend, wenn es dunkel wird, finden sie sich bey mir ein, und ich führe sie dahin, wo Ueberzeugung ihrer wartet.

Gut, sagte Truxilla, dem doch warm vor der Stirne zu werden anfieng, und gieng seiner Wege.

XIX.

Es ist nothwendig, daß ich den Lesern den Ort beschreibe, an dem sich Heinrich und Luise zu finden wußten. Das prächtige Gartenhaus lag am Ende des Gartens. Der Weg dahin lief durch eine Reihe süß duftender Hecken, durch die man sich leicht unbemerkt schleichen konnte. Ein breiter Graben umgab es, in dem eine Menge der seltensten Fische und Vögel ihr Wesen trieben. Nur über eine Brücke konnte man dahin kommen, und wenn diese aufgezogen wurde, so war der Ein- und Ausgang versperrt. Prächtige Säle und eine Reihe der geschmackvollsten Zimmer bildeten das Innere dieses Hauses, in dem der Vizekönig jeden Sommer glänzende Feste gab. Diesen Ort hatten sich die Verliebten zu ihren Zusammenkünften gewählt, und man mußte gestehen, daß er ganz für solche Dinge geschaffen schien, denn schon die Lage begeisterte, und man fand alle Bequemlichkeiten, die man nur wünschen konnte.

Nun, da der Leser den Ort kennt, an welchem Heinrich und Luise sich fanden, fahre ich in meiner Erzählung fort. — Alle Maasregeln waren getroffen. Der Vizekönig und Truxilla harrten mit Sehnsucht auf die Nacht. Jener um seine Rache befriedigen zu können, dieser, der noch immer seine Gattin für unschuldig hielt, um sich da-

von zu überzeugen, und dann dem Vizekönig seinen Spott und Unmuth fühlen zu lassen. Die Vertrauten fanden sich schon am hellen Tage im Garten ein, und besezten alle Zugänge so richtig, daß nichts ihren spähenden Augen entgehen konnte. Einige nahmen ihren Platz auf dick belaubten Bäumen, andre bargen sich zwischen den Hecken und Lauben, und einer — es war der, welcher gestern schon eine so ansehnliche Belohnung von dem Vizekönig erhalten hatte, und sich auch heute hervorthun wollte — steckte sich hart an der Brücke bis an den Kopf ins Wasser, um die Liebenden dicht an sich vorüber gehen zu sehen, und seiner Sache gewiß zu seyn.

Endlich erschien die so sehnlich erwünschte Nacht, und kaum hatte sie ihren Schleyer über das Erdenrund verbreitet, als ein Frauenzimmer langsam daher schlich, und sich in dem Gartenhause verlor. Auch ein Mann kam bald nachher den nämlichen Weg, der horchend jeden Augenblick stehen blieb, nach allen Seiten sich umsah, und ebenfalls über die Brücke in das Haus schlüpfte. Darinnen waren also die Verliebten, das war gewiß. Behende kroch der Lauscher aus dem Wasser, und eilte, nachdem er vorher die Brücke aufgezogen hatte, damit die Gefangnen nicht mehr entrinnen konnten, triefend mit seiner Nachricht davon.

Truxilla harrte schon bey dem Vizekönig, als der Bothe mit seiner Nachricht ankam. Nun, Herr General, sagte dieser, werden sie bald gläubig werden? Noch nicht, gnädiger Herr, antwortete Truxilla. Ich denke immer, sie irren sich in den Personen, und dann bleibt das Recht zu lachen auf meiner Seite.

Das wird sich finden — entgegnete der Vizekönig — doch noch eins, ehe wir weiter gehen: Was gedenken sie mit ihrer Gattin zu machen, wenn sie von ihrer Untreue überzeugt sind? Ich bitte, daß sie sie nicht zu grausam behandeln.

Nun war Truxillens Geduld rein alle. Wozu diese Bitte, schrie er mit fürchterlicher Miene. Habe ich sie doch nicht gefragt, was sie mit ihrer Gattin zu machen gedenken. Der Eifer, mit dem sie mich von Luisens Fehltritten zu überzeugen suchen, macht mir übrigens ihre Bitte verdächtig, ja sogar — beleidigend. Ich werde mit meinem ungetreuen Weibe machen, was mir die Ehre befiehlt, und nun genug. Lassen sie uns eilen! Mit diesen Worten ergrif er des Vizekönigs Hand, und zog ihn im raschen Schritte fort.

XX.

Da wallten sie hin, die Männer, zum Verderben der Liebenden. Der Vizekönig mit wilder Freude,

daß er seine Rache nun befriedigen konnte, und der General mit vor Ungeduld klopfendem Herzen. Er konnte sich noch immer Luisens Untreue nicht denken, und glaubte sie unschuldig. Auf jeden Fall aber war er fest entschlossen, sich an ihr oder an den Verläumdern fürchterlich zu rächen. Eine grosse Anzahl von Bedienten folgte. Sie hatten den Auftrag, sich des Mannes im Gartenhause zu bemächtigen, denn der Vizekönig wollte Heinrichen seinen ganzen Zorn fühlen lassen. In möglichster Stille wurde die Brücke niedergelassen. Truxilla und der Vizekönig giengen allein in das Gartenhaus, um keine Zeugen dessen, was sie sehen und hören sollten, bey sich zu haben. Die Bedienten zogen die Brücke wieder auf, und stellten sich am Ende derselben auf die Wache.

Es war eine egyptische Finsterniß in dem Hause, und diese Nacht war die vortreflichste, die man sich zu verliebten Abentheuern wählen konnte. Voran gieng der Vizekönig, weil er überall Bescheid wußte. Truxilla hielt sich an dessen Mantel an, und folgte ihm fluchend und brummend nach. Schon hatten sie alle Zimmer und Säle durchstrichen, ohne das Mindeste zu entdecken. Bey dem kleinsten Geräusche standen sie still, und lauschten. Der Wiederhall ihrer eignen Schritte leitete sie bald da, bald dorthin zum grossen

Aergerniß des Generals. Schon wollten sie sich wieder entfernen, und Truxilla wollte schon mit triumphirender Stimme dem Vizekönig seinen Spott und Unwillen fühlen lassen, als dieser, dem alles daran gelegen war, nicht unverrichteter Dinge wieder abziehen zu müssen, sich erinnerte, daß noch ein Kabinett übrig sey, in dem sie nicht gewesen waren. Mit Gewalt zog er den sich sträubenden General dahin, und er hatte kaum die Thüre geöffnet, als er sich heftig bey dem Arme ergriffen fühlte.

Kommst du endlich, Ungetreuer, rief eine Stimme, welche dem Vizekönig die Haare sträubend empor trieb, und wirst du mich noch immer versichern, daß nur ich allein dein Herz besitze? Was hast du hier zu suchen? Nicht wahr, Luisen, über die du mich vernachlässigst? Wozu hattest du es nöthig, dich in mein Herz einzuschleichen, wenn du mich so bald einer andern aufopfern wolltest? Aus Gefälligkeit zu meinem Gatten wirst du antworten, der mich dir selbst ankuppelte, um freye Hände zu seinen verliebten Abentheuern zu erhalten; allein schwurst du mir nicht hundert Male, daß dein Herz mit des Vizekönigs Befehl im Einverständnisse sey? Habe ich dir nicht hundert Beweise meiner Gegenliebe gegeben, und fandest du dich nicht glücklich in meinen Armen? Verdiene ich es, von dir betrogen zu werden? Antworte!

So rief Isabelle, denn sie war es, welche den Vizekönig am Arme fest hielt. Sie glaubte, Heinrichen vor sich zu haben, und packte ihn mit starker Hand, um den Ungetreuen nicht entwischen zu lassen. Des Vizekönigs Erstaunen, seine Gattin hier zu finden, und seine Verlegenheit, das Geheimniß, daß er seine Frau Heinrichen angekuppelt habe, vor einem Dritten enträthselt zu sehen, läßt sich denken. Auch Truxilla wußte sich vor Erstaunen kaum zu fassen, und die beyden Männer spielten die lächerlichste Rolle von der Welt. Sagte Isabelle etwas, das Bezug auf Heinrichs Umgang mit Luisen hatte, so zog der Vizekönig Truxillen am Mantel, um ihn aufmerksam zu machen, und dieser kroch in sich zurück, wie eine Schnecke, deren Fühlhörner berühret wurden. Kam etwas zum Vorschein, das Isabellens Liebe zu Heinrichen betraf, so wich der Vizekönig zurück, und Truxilla schob ihn mit starker Hand vorwärts. Noch lange würde vielleicht diese Ebbe und Fluth gedauert haben, wenn nicht Isabelle, die alle Geduld darüber verlor, daß ihr Ungetreuer sich nicht einmal die Mühe nahm, sich zu vertheidigen, mit neuen Vorwürfen auf ihn eingedrungen wäre.

Warum schweigst du, schrie sie mit heisrer Stimme, die von der Wuth, welche in ihrem Busen kochte, fast erstickt wurde? Hast du denn keine

Lüge in deinem sonst so fruchtbaren Gehirne mehr vorräthig, um mich von neuem zu betrügen? Rede und entscheide, wer von uns beyden soll deine Liebe haben, Luise oder ich? Wenn du meines Mannes Rathe folgst, so werde ich es seyn, denn erklärte er nicht selbst, der Abscheuliche, daß er, wäre ich nicht sein Weib, keine andre als mich lieben könnte? Rede, denn eher sterbe ich auf der Stelle, als daß ich dich ohne bestimmte Erklärung von hier weg lasse. Entscheide, wer von uns ist die Betrogne, Luise, oder ich?

Sie ganz allein, gnädige Frau, antwortete der Vizekönig, der nicht länger an sich halten konnte, und Isabelle sprang, als sie seine Stimme hörte, drey Schritte vor Entsetzen zurück. Sie ganz allein sind die Betrogne, und nun doppelt betrogen, da sie mich im Finstern für Heinrichen nahmen, und sich von ihm geliebt wähnten. Sie glaubten mich nicht so nahe, sonst würden sie sich gehütet haben, das Geheimste ihrer Geheimnisse so ganz zu entschleyern.

Es ist mir lieb, sagte Isabelle, die sich nun wieder gefaßt hatte, und nichts mehr schonen zu dürfen glaubte, daß sie alles das anhörten, was ich Heinrichen zu sagen hatte. Ja, fuhr sie fort, ich liebte Heinrichen, und fühlte mich glücklich in dem Wahne, von ihm geliebt zu seyn. Wer ist

Schuld an diesem meinem Fehltritte? Waren nicht sie es, der mich ihm in die Arme führte? Haben sie wohl den Muth und Unverschämtheit genug, mir darüber Vorwürfe zu machen?

Das alles wäre sehr gut, antwortete der Vizekönig ganz kleinlaut, wenn ich allein hier wäre, der Herr General aber begleitete mich hieher, und wird von dem, was sie von seiner Gattin sagten, nicht sonderlich erbauet seyn.

Der Herr General, sagte Isabelle, die nun durch nichts mehr aus der Fassung gebracht werden konnte, hat zu vielen Antheil an der Sache, als daß er sich beleidigt finden könnte. Wenn er sich nur einige Mühe geben will, so wird er in diesem Hause Luisen in Heinrichs Armen finden, und das denke ich, ist hinreichend, ihn zu überzeugen, daß das Recht zu lachen nicht bloß auf seiner Seite sey.

Allerdings, schrie polternd Truxilla, wenn Luise hier ist, allein wo ist sie? Von ihrer Schande bin ich überzeugt, aber von meiner Gattin ihrer erst dann, wenn ich mit eignen Augen sehe.

Das kann sogleich geschehen, rief der Vizekönig, dem der Muth wuchs, als er hörte, daß Luise wirklich hier sey. Eilend sprang er nach der Brücke, und schrie seinen Bedienten den Befehl zu, sogleich Lichter aus dem Schlosse zu holen.

Gerne hätte Isabelle es verhindert, denn sie zitterte vor dem Gedanken, sich in ihrem Anzuge, sie war als Mann gekleidet, bey Licht betrachten zu lassen, doch es half nichts, und sie mußte sich in ihr Schicksal fügen.

XXI.

Wie kam Isabelle in das Gartenhaus? wird der Leser fragen. Das will ich ihm erklären. Eifersucht hatte sich, wie wir schon oben hörten, ihres Herzens bemeistert, da Heinrich sie so offenbar vernachlässigte. Sie gab sich alle Mühe, ihn von neuem anzuziehen, und da dieses ihr nicht glückte, so entschloß sie sich, jeden Schritt des Ungetreuen zu belauschen, um sich dann an ihm und an ihrer Nebenbuhlerin zu rächen. Bald erhielt sie Nachricht von den verliebten Zusammenkünften im Gartenhause, denn was erfährt ein eifersüchtiges Weib nicht alles, wenn es sich Mühe giebt? Sie beschloß, die Liebenden zu überraschen, kleidete sich als Mann, und schlich zur Schäferstunde nach dem Gartenhause hin. Luise war schon dort, als sie kam, allein da Isabelle nicht Bescheid in dem Hause wußte, so fand sie ihre Nebenbuhlerin nicht. Sie hielt sich überdieß mit Vorsatz stille, um jedes Wort der Liebenden zu belauschen.

Des Vizekönigs Vertraute hatten also wirklich einen Mann und ein Weib nach dem Gartenhause gehen sehen. Sie zogen die Brücke auf, so bald sie ihrer Sache gewiß zu seyn glaubten, und eilten mit der Nachricht, daß die Vögel im Bauer steckten, davon. Bald nachher kam auch Heinrich, und wußte nicht, da er die Brücke aufgezogen fand, was er von diesem Vorfalle denken sollte, Noch war er damit beschäftigt, darüber nachzudenken, als er Menschen sich nahen hörte. Er barg sich, und sah Truxillen und den Vizekönig mit seinen Leuten vorüber ziehen. Sie giengen nach dem Gartenhause. Die Brücke wurde hinter ihnen wieder aufgezogen, und die Bedienten bewachten sie. Dieses alles sah Heinrich, und war nun überzeugt, daß etwas vorgefallen seyn müsse, das jener Liebe Gefahr drohte. Er entschloß sich, das Aeusserste zu wagen, um Luisen zu retten, und eilte davon.

Luise war also wirklich im Gartenhause, allein sie barg sich so gut, daß weder Isabelle, noch die Männer sie fanden. Sie war Zeuge von dem ganzen Auftritte, und man kann sich denken, in welcher Verlegenheit sie sich befand. Sie hoffte indessen noch immer, unentdeckt davon zu kommen, und erst dann, als sie den Vizekönig nach Lichtern ruffen hörte, schwand diese Hoffnung. Verzweif-

lungsvoll rannte sie nach der Brücke, allein sie fand sie aufgezogen, und sah die Wache an derselben. Händeringend lief sie an dem Graben auf und nieder, und war eben im Begriffe, sich in das Wasser zu stürzen, um der Schande zu entgehen, als sie von ferne etwas plätschern hörte. Es nahte sich ihr, und sie konnte unterscheiden, daß es ein Mensch war, der sich auf einem Schiffe, oder desgleichen etwas herantrieb. Ohne zu untersuchen, wer es sey, sprang sie, so bald er nahe genug war, mit einem Satze hin, und war in Gefahr, wenn der Schiffer nicht Besinnung genug behalten hätte, mit ihm unterzusinken.

Es war Heinrich. Er hatte den Lärm im Schlosse gehört, ohne doch etwas verstehen zu können, und schloß daraus, daß Luise in Gefahr sey. Fest entschlossen, sie zu retten, oder in ihrer Vertheidigung zu sterben, suchte er Mittel, hinüber zu kommen. Wie ein Rasender lief er am Graben hin, und wollte sich eben hinein werfen, um durch Schwimmen hin zu kommen, als er am Ufer ein Brett gewahr wurde. Mit starkem Arm rieß er vom nächsten Baume einen Ast, schob das Brett ins Wasser, stellte sich darauf, und ruderte mit seinem Aste der Thüre zu. Beynahe wäre er untergesunken, als Luise so plötzlich hinsprang, doch gelang es ihm noch, das Gleichgewicht zu erhal-

ten. Er wendete sein Brett, hielt mit einem Arme seine Geliebte fest, und steuerte mit dem andern dem Ufer zu.

Dieses alles war das Werk weniger Augenblicke, und geschah ohne ein Wort zu sprechen. Erst dann als die Liebenden auf dem Trocknen waren, wollte Luise ihrem Heinrich den Vorfall erklären, als sie die Fackeln sich nahen sahen. Man mußte sich retten. Mit nervichtem Arme ergrif Heinrich seine Geliebte, lud sie auf die Schultern, und sprang mit ihr davon. In wenigen Augenblicken hatte er das Gartenhaus aus dem Gesichte, und sah sich geborgen.

XXII.

Das ganze Haus wurde nun durchsucht, als die Lichter angekommen waren. Der Vizekönig führte an, Isabelle als Mann gekleidet, folgte, und Truxilla schloß den Zug. In jedem Zimmer, das man durchsucht hatte, ohne etwas zu finden, stieg Isabellens und ihres Gatten Verlegenheit um einige Grade, und jede Thüre schlug Truxilla mit den Worten zu: Hier ist sie nicht. Endlich war man überall gewesen, ohne Luisen zu finden. Staunend blickte man sich an. Dem Vizekönig hemmte Scham die Sprache, und Truxillen der Zorn. Es kostete ihm alle Mühe, sich zu mässigen. Es ge-

lang ihm, doch war er entschlossen, Morgen von dem Vizekönig Rechenschaft zu verlangen. Es scheint, gnädiger Herr, sagte er, daß wir Komödie hier spielen wollten. Wer die lächerliche Rolle darin zu spielen hatte, dieses zu beurtheilen überlasse ich ihnen. Luise ist nicht hier, um aber ganz überzeugt zu werden, bleibt uns nichts übrig, als nach meiner Wohnung zu gehen, wo wir sie in ihren Zimmern finden werden.

Es war nichts gegen diesen Vorschlag einzuwenden, und der ganze Zug sezte sich in Bewegung. Schon war man an der Thüre des Pallastes angekommen, als der Wache habende Offizier dem Vizekönig berichtete, daß so eben Graf Heinrich von Allmanda mit einer verschleyerten Dame durch das Thor auspassiert sey. Voll Erstaunen blickten der Vizekönig, Isabelle und Truxilla sich an, und dieser ergrif sie endlich bey der Hand, und zog sie mit den Worten — das wird sich finden — die Treppen zu seinen Zimmern hinauf. Hier war keine Luise. Man suchte sie, man rief, allein sie war verschwunden, und endlich blieb kein Zweifel übrig, daß sie mit Heinrichen entflohen sey.

Soll ich nachschicken? fragte lächelnd der Vizekönig.

Mit nichten, antwortete Truxilla, der sich geschwind von seiner Ueberraschung erholte. Lasset sie laufen, sie verdient nicht mehr, meine Gattin zu seyn. Sie hatten recht, fuhr er fort, als er des Vizekönigs schadenfrohes Gesicht bemerkte, ich wurde betrogen; allein sie — sie wurden doppelt betrogen. Einmal bey Isabellen, und dann bey Luisen, die sie so gerne für sich behalten hätten.

XXIII.

Heinrich hatte Luisen durch eine Hinterthüre ins Freye gebracht. Wenig Mühe kostete es ihm, das erschrockne Weib zur Flucht mit ihm zu bereden. Furcht vor der Rache ihres Gatten, und heisse Liebe für Heinrichen bewegten sie zu diesem Entschlusse, der auch sogleich ins Werk gesezt wurde. Schon seit einiger Zeit hielt Heinrich ein Fahrzeug bereit, weil er vorsah, daß des Vizekönigs Zorn einst schwer auf ihn fallen werde. Es war bemannt, und immer segelfertig. Dahin führte er Luisen. Sie stiegen ein. Man lichtete die Anker, und ehe der Tag anbrach, waren sie schon auf offner See, und den Augen der sie Suchenden entflohen. Sie steuerten nach einer französischen Besitzung im südlichen Amerika, wo sie sich niederliessen, und viele Jahre glücklich

zusammen lebten. Heinrichen war aller Lust zu neuen verliebten Abentheuern vergangen, und auch Luisen. Sie liebten sich übrigens zu zärtlich, als daß noch Raum in ihrem Herzen für fremde Liebe geblieben wäre.

II.

Liebe und Dankbarkeit.

Mehr Geschichte als Roman.

I.

Emilie Wandrahm, und Albert Müller hatten die Kinderjahre zusammen verlebt, und waren mit einander groß geworden. Ihre Eltern waren ansehnliche Kaufleute in einer der blühendsten Städte Deutschlands. Sie waren Nachbarn, und was sonst selten der Fall unter Nachbarn ist, sie lebten in der vollkommensten Eintracht und Freundschaft. Dieses Einverständniß hatte grossen, sehr grossen Einfluß auf ihre Kinder. Sie sahen sich täglich, spielten zusammen, theilten jede Freude gemeinschaftlich, liebten sich als Bruder und Schwester, und — als sie grösser wurden, und sich fühlen lernten, noch um einige Grade zärtlicher. Die Väter hatten ihre größte Freude daran, daß sich die Kinder so gut leiden konnten, und als Albert nun zum Jüngling, und Emilie zur holden Jungfrau heran gewachsen, und ihre ehemals kindische Freundschaft in Liebe übergegangen war, so schlossen sie auf gut kaufmännisch den Handel, das ist, sie versprachen, ihre Kinder und ihr Geld zu ver-

einigen. Beyde Häuser machten ansehnliche Geschäfte, und beyde galten für die reichsten im Orte. Es schmeichelte den Alten, welche im ganzen Sinne des Worts Kaufleute waren, das ist, das Geld mehr, als alles Andere, zu schätzen wußten, die Reichthümer ihrer Häuser in ihren Kindern vereinigt zu sehen. Ihre Phantasie beschäftigte sich schon manche Stunde mit dem Gedanken, was sich dann alles werde unternehmen, um wie viel sich der Kreis ihrer Geschäfte werde vergrössern lassen. Thörichte Menschen, die ihr euer ganzes Glück und Zufriedenheit in Dingen suchet, die so wandelbar sind, als Geld und Gut! Zu bedauern sind solche Menschen, die den Grund ihres Glücks nicht im Herzen, sondern im Beutel tragen, denn — nehmt ihnen diesen, und wie leicht geschieht das? so sind sie gränzenlos unglücklich.

Emilie und Albert hatten den Handel auch unter sich geschlossen, aber nicht auf kaufmännisch, sondern als junge Leute, denen die ganze Natur noch im Rosengewande lacht, und die vollkommen überzeugt sind, daß man, wenn man sich liebt, auf einem Strohlager und in der elendesten Hütte eben so glücklich seyn könne, als in Pallästen, und auf seidnen Betten. Daß sie Geld hatten, und durch ihre Vereinigung noch mehr bekommen würden, das war ihnen noch nie eingefallen, auch

hatten

hatten sie nicht Zeit, daran zu denken, denn sie hatten vollauf damit zu thun, sich tausend und abermal tausendmal zu sagen, daß sie sich liebten, und — — wenn sie sich liebevoll im Arme lagen, so vergassen sie Geld, Reichthum, und — die ganze Welt. Ich will damit nicht sagen, daß diese jungen Leute ein Paar jener schwärmenden und faselnden Romanhelden waren, deren Seufzen und Girren ihre ganze Beschäftigung ist, die darüber alles andere vergessen, und wähnen, daß Liebe allein seinen Mann nähren könne. Nein! Sie hatten beyde was Rechtes gelernt in der Welt, und waren im Stande, sich ihr Brod selbst zu verdienen, denn der junge Albert war ein solider Kaufmann, und Emilie konnte es in Rücksicht ihrer weiblichen und wirthschaftlichen Kenntnisse mit jeder, auch der geübtesten Hauswirthin aufnehmen. Sie wußten den Werth des Geldes sehr gut zu schätzen, nur glaubten sie nicht, daß es die einzige Quelle des menschlichen Glückes sey. Sie waren überzeugt, daß der reichste Krösus unglücklich seyn, und der elendeste Bettler, wenn sein Herz im Busen ruhig schlägt, zufrieden leben könne. Wer von beyden Theilen recht hatte, die Eltern oder ihre Kinder, das zu entscheiden überlasse ich dem Leser. Ich bin überzeugt, daß nicht alle, die dieses Buch lesen, die Sache von der nämlichen Seite betrachten. Allen zu Dank

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

zu machen, bin ich also nicht im Stande, und es ist überhaupt eine gefährliche Sache um die Rechthaberey der Schriftsteller, die da verlangen, daß alle ihre Leser denken sollen, wie sie. Am gerathensten ist es, eine Sache bloß vorzutragen, und ihnen dann zu überlassen, was sie davon halten wollen.

So standen die Sachen in den beyden Kaufmannshäusern. Die Mütter arbeiteten an der Aussteuer ihrer Kinder, und hatten die Hände vollauf zu thun. Die Väter zählten Geld, zogen Billanzen, und machten Spekulationen für die Zukunft. Die Kinder thaten nichts von alle dem. Sie liessen die Eltern sorgen, liebten sich, freuten sich der schönen Wirklichkeit und der noch schönern Zukunft, und waren glücklich — glücklicher noch, als jene. Schon war alles in Ordnung. Die Väter waren mit ihren Berechnungen im Reinen, und die Schränke und Kästen der Mütter standen vollgepropft da. Die Betten waren überzogen, und der Tag der Verbindung war schon festgesezt, als ein unglücklicher Vorfall das ganze Gebäude künftiger Glückseligkeit über den Haufen warf.

II.

Es war an einem schönen Sommerabend, als Albert mit Emilie in ihrem Garten war. Sie

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

genossen mit reinem Herzen die Schönheiten der Natur, und freuten sich derselben. Eben waren sie damit beschäftigt, von dem Glücke zu sprechen, das ihre Verbindung ihnen gewähren werde, als des Alberts alter Buchhalter athemlos daher gesprungen kam. Er hatte ihn schon überall gesucht, und war so sehr in Wallung, daß er nicht sprechen konnte. Schon sein Gesicht verkündete Unglück, und seine Worte, als er welche hervorzubringen im Stande war, bestättigten es. Er berichtete Alberten, daß sein Vater vom Schlage gerührt ohne Besinnung da liege. Noch etwas wollte er hinzusetzen, allein Albert hörte ihn nicht mehr. Stürmisch fiel er Emilien um den Hals, drückte sie an sein Herz, und sprang, ohne ein Wort zu sagen, davon. Der Buchhalter folgte, so geschwind er konnte, und Emilie, deren Herz voll banger Ahnungen war, schlich sich auf ihr Zimmer, um ihren Thränen freyen Lauf zu lassen.

Es war richtig. Der Schlag hatte den alten Müller gerührt, allein das war nur ein Theil des Unglücks, den noch grössern Theil desselben erfuhr Albert, als sein Vater die Sprache wieder erhalten hatte, welches bald geschah. Von der Höhe eines begütterten Kaufmanns, dessen Unterschrift in der halben Welt als baare Münze galt, war er in einer Stunde zum Bettler herab gesunken.

Ein holländisches Haus, mit dem er schon viele Jahre Geschäfte machte, hatte zu zahlen aufgehört. Er hatte für dasselbe beträchtliche Wechsel indossirt, die ihm nun zur Zahlung anheim fielen, und andere grosse Forderungen, welche er noch über dieses hatte, giengen alle verloren. Ein Schiff, welches Müller für eigne Rechnung befrachtete, und das ihm grosse Reichthümer gebracht hatte, gieng mit Mann und Maus zu Grunde. Die Ladung betrug Hunderttausende, und er hatte die Unvorsichtigkeit begangen, sie nicht versichern zu lassen. Der Verlust war also ganz für seine Rechnung. Ein Kaufmann, der seit zwanzig Jahren schon für Müllern Geschäfte in fremden Gegenden machte, und sich immer als ein ehrlicher Mann gezeigt hatte, war auf einmal zum Schurken geworden. Er hatte vieles Geld für seine Rechnung eingezogen, und sich damit auf die Flucht begeben. Alle diese traurigen Nachrichten, deren eine schon hingereicht hätte, ihn heftig zu erschüttern, erhielt der alte Müller in einer und derselben Stunde, und wurde so stark davon angegriffen, daß er vom Schlage gerührt zu Boden sank. Wenig fehlte, daß auch Alberten das nämliche Schicksal betroffen hätte, als er das Unglück erfuhr, doch war er noch jung, und konnte eher einen heftigen Stoß ertragen. Er erholte sich bald von der ersten Bestürzung, und traf Vorkehrungen, die seinem Kopf

und Herzen Ehre machten. Seinem Vater ließ er alle Hilfe leisten, die man nöthig fand, und mit seinem Buchhalter, einem geprüften redlichen Mann, untersuchte er die Bücher, um zu retten, was noch zu retten möglich war. Alle seine Mühe war indessen vergebens. Sein Vater unterlag dem Unglücke, und starb noch am nämlichen Tage, und seine Bücher belehrten ihn, daß ihm nichts, weniger noch als nichts — beträchtliche Schulden übrig blieben.

Albert war ein redlicher Mann. Hätte er betrügen wollen, so wäre es ihm möglich gewesen, einen grossen Theil seines Vermögens zu retten, und der Verlust wäre auf seine Gläubiger zurück gefallen, allein dazu konnte er sich nicht entschliessen. Es soll keine Thräne über mich geweint werden, rief er. Ich kann unglücklich — ein Bettler werden, aber nie ein Schurke. Er brachte seinen Vater zur Ruhe, schloß die Bücher mit aller Pünktlichkeit, foderte alle seine Gläubiger auf, und eilte dann zu Emiliens Vater, um da Trost und Hilfe im Unglücke zu suchen, allein er betrog sich in seiner Hoffnung. Mit seinem Vermögen hatte er auch die Achtung und die Liebe des alten Wandrahm verloren. Er erklärte ihm geradezu, daß die Verbindung mit seiner Tochter nun auf ewig zerrissen sey, und daß er über

dieses noch mit einer beträchtlichen Forderung und aller Strenge eines Gläubigers gegen ihn auftreten werde.

All sein Unglück hatte Albert bis jezt mit Muth und Festigkeit ertragen, aber dieser Schlag war ihm zu schwer. Er fiel Wandrahmen zu Füssen, flehte um Erbarmen, erbot sich als Diener in seinem Hause zu arbeiten, im Schweiße seines Angesichts und mit seinem Blute neues Vermögen zu erringen, nur bat er, ihm Emilien nicht zu entziehen. Alles dieses war nicht im Stande, Wandrahmen zu rühren, und es blieb bey seinem Spruche. Emiliens Verbindung war und blieb zerrissen. Das erklärte er ihm noch einmal in den härtesten Ausdrücken, und entfernte sich dann, indem er ihn ungerührt am Boden liegen ließ.

Lange konnte sich Albert von diesem Schlage nicht erholen. Noch immer lag er auf den Knieen, streckte seine Hand um Rettung zum Himmel empor, und Thränen stürzten aus seinen Augen. Endlich ermannte er sich, sprang auf, und eilte aus dem Zimmer. An der Thüre begegnete ihm Emilie mit rothgeweinten Augen, denn ihr Vater hatte ihr eben sein gefälltes Urtheil mit rauhen Worten verkündet. Wüthend fiel ihr Albert um den Hals. Verstossest auch du mich, Emilie, rief er, und drückte sie an sein Her-

Nein, antwortete Emilie, und schmiegte sich sanft an seine Wange. Ich liebe dich, und werde dich ewig lieben, wenn du auch ein Bettler bist. Einen Kuß drückte Albert dem liebenden Mädchen noch auf die Wange für diesen Trost, und floh dann wie ein Verbrecher davon.

III.

Bald hatte Albert seine Handlungsgeschäfte in Ordnung, denn er gieng mit Redlichkeit zu Werke, und suchte nicht die Sachen zu verwirren, um im Trüben fischen zu können, wie das bey dergleichen Gelegenheiten so oft der Fall ist. Alle seine Gläubiger verstanden sich zu einem beträchtlichen Nachlaß, nur der alte Wandrahm bestand hartnäckig auf seiner Forderung, und stellte sich dadurch vor aller Welt an den Schandpfahl. Es half ihm indessen nichts, denn er wurde überstimmt, und mußte sich nach den Entschlüssen der Mehrheit fügen. Die Schulden wurden alle bezahlt, und die Gläubiger verloren nur eine unbedeutende Kleinigkeit, allein Alberten blieb, nachdem er alles zu Gelde gemacht, Haus und Grundstücke verkauft hatte, nichts — kaum einige hundert Thaler übrig. Er ertrug sein Schicksal als Mann, und erwarb sich dadurch die Achtung aller, die ihn kannten. Er kroch nicht, er jammerte nicht, und seine Miene war gleich

Weit von störrischem Stolze und erniedrigender Kleinmuth entfernt. Er war und blieb der alte Albert, und wer es nicht gewußt hätte, daß er in wenigen Tagen alles verlor, würde keine Veränderung in seinem Aeussern bemerkt haben. Die Herzen aller Gutgesinnten flogen ihm entgegen, und es würde ihn nur ein Wort gekostet haben, so würden Hunderte herbeygeeilt seyn, um ihn zu unterstützen. Es war nicht Stolz, der ihn abhielt, zu diesem Mittel seine Zuflucht zu nehmen, sondern das Gefühl, daß er noch eigne Kräfte zu seinem Fortkommen in sich habe, und die Ueberzeugung, daß ein Mann, so lange er selbst sich zu helfen im Stande ist, nie andrer Leute Hilfe ansprechen müsse.

Das Unglück schlug also Alberten keineswegs zu Boden. Nur Emiliens Verlust drückte ihn so tief, daß er fast unterlegen wäre. Er versuchte es noch einige Male, den alten Wandrahm zu rühren, allein ohne den mindesten Erfolg. Er erniedrigte sich Emilien zu Liebe zu Bitten und Anträgen, welche er sonst um ein Königreich nicht gethan haben würde, allein Wandrahm blieb fest auf seinem Sinne. Nur ein reicher Mann durfte auf Emiliens Hand Anspruch machen, das erklärte er ihm mit trocknen Worten, und behandelte ihn mit der beleidigendsten Geringschätzung.

Emilie erlag fast ihrem Schmerze. Sie kannte ihren Vater zu gut, um zu erwarten, daß er sich je werde rühren lassen. Hoffnung also, diese süsse Trösterin der Menschen, hatte für sie keinen Trost. Alberten zu vergessen, das war ihr unmöglich, und sie war fest entschlossen, unter jedem Verhältnisse ihm ihr Herz aufzubewahren, allein Aussichten für ihre Liebe hatte sie keine. Im Verborgnen sahen sich die Liebenden zuweilen, und Emilie bot dann allem auf, um Alberts Seele, die der Verzweiflung nahe war, aufzuheitern. Getröstet gieng er immer von ihr, allein bald kehrte sein Schmerz, wenn er seine Lage überblickte, mit verjüngter Kraft zurück. Er war zu vernünftig, um nicht einzusehen, daß er nicht länger in Unthätigkeit bleiben dürfte. Sein bischen Geld war bald aufgezehrt, und was dann? Er mußte sich zu irgend etwas entschliessen. Sein Herz blutete, wenn er daran dachte, daß er Emilien verlassen müsse, allein es mußte seyn. Nach mancher Ueberlegung entschloß er sich, nach einer blühenden Handelsstadt zu gehen, wo sein Vater einst Verbindungen hatte. Vielleicht — dachte er, blüht mir dort ein Glück, und ein Strahl von Hoffnung durchflog seine Seele.

Emilie billigte den Entschluß ihres Geliebten, so schwer es ihr auch fiel, sich von dem Liebling

ihrer Seele zu trennen. Nur dieses Mittel war noch übrig, sie einst wieder zu vereinigen. Trennung ist für liebende Herzen in jeder Lage schmerzhaft, aber wenn man sich trennen soll ohne Hoffnung, sich in Jahren vielleicht, vielleicht je wieder zu sehen, dieses ist nach meinem Gefühle das Drückendste, das sich denken läßt. Die Liebenden weinten noch manche Thräne zusammen. Sie schwuren sich ewige Treue, und als die Stunde der Trennung schlug, beschenkte Emilie den scheidenden Albert mit ihrem Bilde, das er als ein Pfand ihrer Liebe bis an den Tod zu bewahren versprach. Er riß sich los, und Emilie vertrauerte nun ihr Leben im namenlosen Jammer.

IV.

Jahre waren schon vergangen, und Emilie hieng noch immer mit ganzer Seele an Albert, obwohl Meere sie trennten, und sie nur schwache Hoffnung haben konnte, ihn je wieder zu sehen. Ihre Liebe war nicht von der Art, wie man so manche sieht, die im Anfange mächtig empor lodert, bald aber sich selbst verzehrt, und an Entkräftung dahin stirbt. Nach Jahren liebte sie ihren Albert noch eben so zärtlich, als sie ihn im ersten Augenblicke geliebt hatte. Viele reiche und angesehene Männer warben um ihre Hand, und auch ihr Vater

drang in sie, sich für einen derselben zu erklären, allein so eine folgsame Tochter sie sonst war, so fest beharrte sie in diesem Stücke auf ihrem Sinne. Ihr konntet wohl das Band zerreissen, durch das ich glücklich geworden wäre, allein zwingen sollt ihr mich nicht, das schwör ich, einen Mann zu wählen, den ich nicht lieben kann, und der durch mich unglücklich würde. So rief sie manchmal, wenn man zu heftig in sie drang, und wußte die Zudringlichen von sich abzuhalten.

Tägliche Erfahrung bestätigt es, daß jeder menschlichen Handlung Strafe oder Belohnung nachfolgt, wie sie es verdient, sollte es auch erst nach Jahren seyn. Wandrahms unermeßner Geiz, und vorzüglich die Hartherzigkeit, mit der er gegen Alberten verfuhr, verdiente Strafe. Jahre lang blieb sie aus, aber endlich kam die Zeit der Züchtigung. Ein grosser Theil von Deutschland wurde seit mehreren Jahren von einem grausamen Kriege verheert. Ganze Provinzen waren schon verwüstet, und Tausende zu Bettlern gemacht worden. Bis jezt blieb die Gegend, in welcher Wandrahm wohnte, von dieser Geisel der Menschheit verschont, allein es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß der Jammer auch über sie einbrechen sollte. Schon standen die feindlichen Vorposten nur noch wenige Stunden weit entfernt,

und man konnte mit jedem Tage erwarten, sie vor den Thoren der Stadt zu erblicken. Die wohlhabendsten Bürger entflohen, und verliessen ihr Vaterland, um den Jammer nicht mit ansehen zu müssen. Wer das nicht konnte, flüchtete wenigstens sein Vermögen, und brachte seine Habseligkeit in Sicherheit. Wandrahm konnte sich zu keinem von beyden entschliessen. Seine schönen Häuser, seine vollgepropften Waarenlager, wie konnte er die verlassen? Und seine Reichthümer, wem sollte er diese anvertrauen, da er Niemanden traute? Er blieb, und hoffte durch einige kleine Aufopferungen und seine Gegenwart allen beträchtlichern Verlust von sich abzuwenden.

Endlich geschah, was man schon lange befürchtet hatte. Die feindlichen Heere rückten vor, und Wandrahms Vaterstadt wurde von einem beträchtlichen Theile derselben besezt. Sie betrugen sich gut, und fielen den Bürgern nur wenig zur Last. Ganz ohne Aufopferungen gieng es freylich nicht ab, doch man gab gerne, was man konnte, und segnete den General, der die Einwohner in ihrem Eigenthume schüzte. Nur Wandrahm machte eine Ausnahme. Alles, was er geben mußte, gab er nur, wenn er gezwungen wurde, und erlaubte sich dann harte Ausdrücke, die ihm den Haß der feindlichen Soldaten zuziehen mußten. Schon einige

Male fühlte er ihre Rache, und sie warteten nur auf eine Gelegenheit, um ihn derb zu züchtigen. Sie kam endlich diese Gelegenheit. Die Einwohner mußten Wein und Mehl liefern. So drückend dieses im Grunde war, so gab man doch gerne, und bald war das Gefoderte beysammen. Nur Wandrahm ließ sich pressen, und als er endlich doch seinen Antheil herausgab, so fand sichs, daß er den Wein mit Silberglätte, und das Mehl mit Kalk vergiftet hatte. Er wollte sich durch dieses Mittel die Blutsauger, wie er sie nannte, vom Halse schaffen, und bedachte nicht die gefährlichen Folgen, welche dieser Schritt für ihn und Andre haben mußte. Es wurde entdeckt, und die Soldaten rasten über diese Entdeckung. Wenig fehlte, daß nicht die ganze Stadt ein Opfer ihrer Wuth geworden wäre. Schon lagen die Pechkränze bereit, um sie von allen Seiten anzuzünden. Schon versammelten sie sich auf den Strassen, und den öffentlichen Plätzen, um alle Häuser nach der Reihe zu plündern. Ein Glück war es für die Stadt, daß der General ein Menschenfreund war, und sich durch liebevolle Behandlung die Herzen aller seiner Untergebnen eigen gemacht hatte. Es gelang ihm, sie zu beruhigen, und ihnen begreiflich zu machen, daß die Bürger nichts für die Bosheit eines Einzelnen könnten, und daß es grausam wäre, Alle für Einen büssen zu lassen. Sie füg-

ten sich, doch nur unter der Bedingniß, daß der Thäter ihnen Preis gegeben werde. Der General konnte es nicht hindern, und fand auch keinen Beruf, sich für einen Elenden, der zur Straffe reif war, zu verwenden. Von dieser Stunde an war Wandrahms Untergang beschlossen.

V.

Wüthend versammelten sich die Soldaten vor Wandrahms Hause, und forderten mit lautem Gebrülle, daß er sich zeigen soll, allein er kam nicht. Er war verschwunden, und Niemand wußte zu sagen, wo er war. Dieses vermehrte ihre Wuth so sehr, daß sie keine Gränzen mehr kannten. Die Thüren wurden gesprengt, das ganze Haus mit Soldaten angefüllt, und die Verwüstung nahm ihren Anfang. Alle, auch die kostbarsten Geräthschaften wurden zertrümmert, das Waarenlager geplündert, die Bücher und Schriften vernichtet, und nichts im ganzen Hause blieb verschont. Schon glaubten die Wüthenden, ihre Rache befriedigt zu haben, und wollten frohlockend abziehen, als einer derselben eine verborgne Treppe entdeckte, und mit mehrern seiner Kameraden auf derselben vorwärts drang. Sie führte an eine eiserne Thüre, welche von Innen verschlossen war, doch was widersteht dem Ungestümm rasender Menschen. In

einem Augenblicke war die Thüre gesprengt, und man fand — Wandrahmen in der Mitte mehrerer eisernen Kisten und Kästen. Hieher hatte er sich gerettet, wo er seinen Mammon verborgen hielt, und glaubte sicher zu seyn. Wer beschreibt sein Entsetzen, als er sich entdeckt sah? Wer die Wuth der Soldaten, als sie ihn entdeckten? Nach grausamen Mißhandlungen aller Art dachte einer derselben barmherzig genug, um ihm den Todesstoß zu versetzen. Er fiel, und blies, doch erst, nachdem er seine Kisten erbrochen, und seine unter Thränen bedrängter Wittwen und Waisen gesammelten Schätze geplündert gesehen hatte, seine geizige Seele aus. Nicht so viel liessen die Plündernden im Hause zurück, daß man den Todten darein wickeln, oder seine Beerdigung dafür bezahlen konnte. Nur die kahlen Mauern des Hauses entgiengen der Zerstörung.

Was wurde aus Emilien und ihrer Mutter, wird der Leser fragen? Wurden sie auch ein Opfer der Wüthenden? Nein — sie wurden gerettet. Es war überall bekannt, daß sie eben so menschenfreundlich und wohlthätig waren, als Wandrahm geizig und hartherzig war. Auch die feindlichen Soldaten wußten es, und brachten die zitternden Weiber, noch ehe sie das Geringste im Hause berührt hatten, in die Wohnung eines

ihrer Freunde, die sie selbst zu ihrem Zufluchtsorte erwählt hatten. So sehr weiß sich die Tugend die Achtung auch roher, von Zorn, Rache und andern Leidenschaften berauschter Menschen zu erwerben.

Das Vermögen des reichen Wandrahms fand sich durch diesen Vorfall ganz zerstört, und Emilie und ihre Mutter befanden sich, nachdem die Umstände es ihnen erlaubten, ihre Lage zu überblicken, in den bedrängtesten Umständen. Die Rechnungsbücher waren alle vernichtet, und man wußte daher nicht, wo man noch etwas zu fordern hatte. Viele, welche noch beträchtliche Summen schuldig waren, dachten niederträchtig genug, den Vorfall zu benutzen, und die Schuld abzuläugnen. Nur wenige waren so edel, auch ungemahnt zu bezahlen, und dieses wenige nebst dem, was aus den Ruinen des Hauses und einigen Grundstücken gelöset wurde, machte nun Emiliens ganzen Reichthum aus. Der alte Wandrahm hatte den Grundsatz, lieber Geld in der Kasse, als Grundstücke zu haben, es fand sich daher, als die Feinde abgezogen, und alle Geschäfte berichtigt waren, wenig Ueberschuß. Emilie zog nun Vortheile von ihrer Kenntniß weiblicher Arbeiten. Sie arbeitete für Lohn, und dieses sammt dem Wenigen, was ihnen noch von ihrem Vermögen übrig geblieben war,

reichte hin, sich und ihre Mutter zu ernähren. Jeder schäzte das edle Mädchen dafür.

Emilie weinte dem Andenken ihres Vaters manche Thräne, denn, obwohl sie es nicht leugnen konnte, daß er sich sein Unglück selbst zugezogen hatte, so war er doch ihr Vater. Sie dachte nicht daran, daß er es war, der ihr ganzes Erdenglück zertrümmerte, und wäre bereit gewesen, wenn es in ihrer Macht gestanden hätte, mit ihrem Blute sein Leben zu erkaufen. Noch ungleich bitterere Thränen weinte sie aber dem Andenken ihres Alberts. Schon Monat und Jahre waren verflossen, daß sie nichts mehr von ihm hörte. Er war in einer der blühendsten Handelsstädte Frankreichs. Er genoß das volle Zutrauen seines Hauses, und hatte die frohe Aussicht, in der Folge noch sein Glück zu machen. Dieses war die lezte Nachricht, welche Emilie von ihm erhielt. Ihr Herz frohlockte bey dem Gedanken, daß es vielleicht doch noch möglich wäre, mit ihm vereinigt zu werden. Sie träumte sich schon in eine glückliche Zukunft, und schrieb ihrem Geliebten darüber einen Brief, aus dem ihr ganzes zärtliches Herz hervorblickte. Mit Sehnsucht wartete sie auf Antwort und Bestättigung ihrer frohen Aussichten, allein vergebens. Von nun an blieben alle Nachrichten von Alberten aus. Was Emiliens Herz dabey litt, das läßt sich denken.

Die Revolution war eben in Frankreich ausgebrochen. Noch wütheten die Unordnungen aller Art, welche immer eine Folge von Volksausbrüchen sind, nur noch in den entferntern Provinzen. Die Stadt, in welcher Albert wohnte, blieb lange verschont, doch endlich näherte sich die Flamme auch diesen Gegenden, und wüthete um so stärker, je länger sie zu erscheinen gezögert hatte. Alle bürgerliche Ordnung hörte auf, Faktionen zerfleischten das Land, der Stärkere spielte den Meister, bis er von einem noch Stärkern gestürzt wurde, der Handel stockte, und alle Menschen sahen mit klopfenden Herzen der allgemeinen Zerstörung entgegen. Albert weinte bittere Thränen, als er seine frohen Aussichten wieder zerstört sah. Gerne wäre er geflohen, allein wohin? Die ganze Welt war für ihn ausgestorben, und dann — — war es auch nicht mehr möglich zu fliehen. Jeder, der nur Miene dazu machte, mußte unter den Händen der Rasenden bluten. Nun! rief Albert, wenn es denn nicht anders ist, so will ich mich in den Strudel werfen, um darin zu Grunde zu gehen, oder, wenn es mir gelingt, in der Zerstörung übrig zu bleiben, mein Glück vielleicht auf diesem Wege zu gründen. Von dieser Stunde an warf er sich in die Revolution, und folgte dem Strome. Er hatte Glück, und während Tausende an seiner Seite fielen, und ein Opfer der Volkswuth wurden,

hob er sich von Stuffe zu Stuffe, und — — doch wir werden ihn zu seiner Zeit finden.

VI.

Nach Emiliens Wohnort kam um diese Zeit ein Mann, der die Aufmerksamkeit aller Einwohner rege machte. Er hieß Freytag, und Niemand wußte zu sagen, woher er kam, wer er sey, oder was er für Absichten bey seinem Aufenthalte in dieser Stadt habe. Er lebte äusserst mässig, hatte sich eine bequeme aber einfache Wohnung gemiethet, trug reinliche aber äusserst einfache Kleider, und machte in keinem Stücke nur den geringsten Aufwand. Nach diesem zu urtheilen, mußte man ihn für einen armen, oder doch wenigstens für einen nicht allzusehr mit Gütern dieser Erde gesegneten Menschen halten; allein es gab andere Dinge, aus denen man vermuthen konnte, daß er reich — sehr reich sey. Verschiedenen Kaufmannshäusern gab er Anweisungen in entfernte Gegenden auf sehr ansehnliche Summen, und alle diese Anweisungen wurden da so gerne, und lieber noch, als baares Geld angenommen. Er mußte also Kredit haben, dieser Mann, und wer Kredit hat in dieser Welt, der ist reich, befände sich auch kein rother Heller in seiner Tasche. Seine Tasche konnte aber nicht leer seyn, das lehrte der Augenschein. Es fügte

sich einige Male, daß Menschen im Orte durch unverdientes Unglück in Verlegenheit kamen, und da war er mit seiner Hülfe sogleich bey der Hand. Er warf das Geld weg bey solchen Gelegenheiten, als wenn er eine unerschöpfliche Quelle davon besessen hätte, und nie war der Fall, daß er seine Wohlthaten wieder zurückgefodert, oder auch nur angenommen hätte.

Die Meinungen über diesen Mann waren verschieden. Viele, die sich darüber ärgerten, daß er den Schleyer des Geheimnisses nicht von ihren Augen weg zog, und überhaupt alles tadelten, was sie nicht begreifen konnten, schalten ihn einen Betrüger. Die Vernünftigen urtheilten gar nicht über ihn, und gestanden freymüthig, daß sie nicht wissen, was sie sagen sollten. Das ist schon viel, denn die Menschen sind mit ihren Urtheilen immer gerne vorlaut, und mit den lieblosesten am vorlautesten. Nur wenige, die ihn genauer kannten, behaupteten laut, daß er ein sehr edler Mensch sey. Unter diesen wenigen war auch Emilie. Ein Zufall gab ihr Gelegenheit, ihn genauer zu beobachten. Fremde, unglückliche Menschen kamen auf einer Reise in ihrem Wohnorte an. Ohne Hilfe lagen sie da, und wurden mit Härte behandelt. Eben sollten sie weiter befördert, und hilflos wieder in die weite Welt gestos-

sen werden, als Freytag herbey eilte, und sich ihrer annahm. Eine schöne Thräne rann bey diesem Anblicke über Emiliens Wange, und Freytag sah diese Thräne. Von diesem Augenblicke an entschloß er sich, die nähere Bekanntschaft des gefühlvollen Mädchens zu suchen. Er hatte schon vorher von dem unglücklichen Schicksale ihres Vaters und von der edlen Art, mit der sie ihre Leiden ertrug, gehört, und schon damals Hochachtung für sie gefühlt.

Freytag war nicht verlegen, wie er Emiliens Bekanntschaft erhalten sollte, denn er gieng bey dergleichen Gelegenheiten immer den geradesten Weg, und kam dadurch am zuverlässigsten zum Ziele. Darauf hielt er nichts, daß die Menschen in grossen Umwegen um einander herschleichen, und sich beriechen und betasten, ehe sie sich nähern. Dieses beweißt, sagte er, daß sie entweder keine guten Absichten haben, oder mißtrauisch sind. Der redliche Mann, der gute Menschen sucht, um sich an sie anzuschliessen, geht gerade zu. Er klopft an, und ihm wird aufgethan. Er zeigt sich, wie er ist, und das ist seine beste Empfehlung. Wird er zurück gestossen, oder sieht er sich betrogen, so schüttelt er den Staub von seinen Füssen, und geht seiner Wege. So sagte Freytag, und nach diesen Grundsätzen handelte er auch, als er Emi-

liens nähere Bekanntschaft suchte. Durch sein offnes Betragen gewann er bald Emiliens und ihrer Mutter volles Zutrauen. Sie lernten sich kennen, und schäzten sich höher, je näher sie sich kennen lernten. Freytag bewunderte die stille Duldsamkeit und das musterhafte Betragen der Frauenzimmer, und diese schäzten seine ungeschminkte, anspruchslose Tugend. Sie schlossen sich an ihn an, und in wenig Tagen war er ihr Hausfreund geworden.

Noch eine Eigenheit hatte Freytag, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Er haßte die französische Umwälzung von Herzensgrunde. Er behauptete, daß man den an sich guten Zweck derselben auf menschlichern Wegen, und ohne so viele Grausamkeit hätte erreichen können. Er betrachtete die Franzosen in ihrem dermaligen Zustande als rasende Menschen, die sich unter einander aufrieben, das Kind mit dem Bade ausschütteten, und vor lauter Drang, sich und Andere glücklich zu machen, ihren Zweck ganz aus den Augen verloren. Die Wirkungen, sagte er, können vielleicht in der Folge noch gut, und für die Menschheit wohlthätig werden, aber dieses Glück ist zu theuer erkauft. So urtheilte Freytag, und doch liebte eben dieser Mann die Franzosen schwärmerisch. Es sind gute Menschen unter ihnen, rief

er oft in hoher Begeisterung. Eine Thräne stieg dann in seinen Augen empor; allein er erklärte sich niemals deutlicher über diesen Gegenstand. Vielleicht daß wir in der Folge davon unterrichtet werden.

Ich schliesse diesen Abschnitt mit dem Schattenrisse dieses sonderbaren Mannes. Freytag war nicht mehr jung, und mochte schon stark in den Vierzigen seyn. Schön war er nie gewesen, aber auch nicht häßlich, und sein Gesicht hatte etwas, das immer mehr gefiel, je näher man es betrachtete. Er schien kalt, finster, menschenfeindlich zu seyn, aber wenn man ihn kannte, zeigte sich das Gegentheil. Sein verschloßnes Wesen kam daher, weil ihm die Menschen schon arg mitgespielt hatten, und seine kalte Miene war Folge der Ueberlegung, und nicht das Resultat seines Herzens. Im vertraulichen Umgange fiel die mürrische zurückschreckende Rinde bald ab, und ein sanfter, menschenfreundlicher und liebenswürdiger Charakter blickte überall hervor. So war der Mann beschaffen, der Emiliens Hausfreund, und für sie ein Stab in ihren Leiden wurde.

VII.

Monate waren auf diese Weise schon hingegangen. Freytag unterstüzte Emilien mit seinem gu-

ten Rathe, und lehrte sie manches aus dem grossen Buche seiner gemachten Erfahrungen, das ihr zu wissen nothwendig, ja unentbehrlich war. Emilie dagegen erheiterte durch ihren immer muntern Sinn die nicht selten trübe Laune ihres Freundes, und wurde ihm am Ende unentbehrlich. Jede Stunde, welche er nicht bey ihr zubringen konnte, hielt er für verloren. Sie arbeitete, und er las ihr aus einem sorgfältig gewählten Buche etwas vor, oder sie sprachen über das Gelesene, und theilten sich ihre Bemerkungen wechselseitig mit. Die schönen Abende brachten sie meistens im Freyen, in dem kleinen Garten des Hauses oder auf irgend einem Spaziergange zu. Emilie hätte ein glückliches Leben geführt, wenn nicht das Andenken an Alberten ihr manche Stunde verbittert hätte. Schon Jahre lang hatte er nichts mehr von sich hören lassen. Ungetreu war er nicht geworden, dessen war sie überzeugt. Tod war er, ein Opfer der Greuelszenen war er geworden, das glaubte sie, und weinte ihm manche Thräne nach.

Auch Freytag war seit einigen Wochen stiller und nachdenkender geworden. Emilie hatte es schon lange bemerkt, und erwartete, daß er ihr die Ursache davon entdecken würde, allein er schwieg. Eben wollte sie an einem Abende, da das Wetter nicht erlaubte, im Freyen zu seyn, ihn darüber zur

Rede stellen, als er ihr zuvorkam. Ich habe sie, meine Freundin, sagte er, durch Monate her mit aufmerksamen Augen beobachtet. Täglich entdeckte ich neue Vorzüge an ihnen, und täglich wurden sie mir theurer. Ich wünschte, für immer bey ihnen zu seyn, und dazu weiß ich nur ein Mittel. Geben sie mir ihre Hand, Emilie, und werden sie mein Weib. Zu leben habe ich für mich und sie, und ihre Mutter. Schwärmerische, brausende Liebe kenne ich nicht, aber Freundschaft, zärtliche Freundschaft, und diese, denke ich, ist hinreichend, unsere Verbindung glücklich zu machen.

Man denke sich Emiliens Ueberraschung bey diesem Antrage. Als Freund war er ihr unendlich theuer, dieser Freytag, aber als Liebhaber, als Gatte, daran hatte sie noch nie gedacht. Ihr Herz schlug noch immer für Alberten, und sie hatte es ihm in der Stunde der Trennung feyerlich zugeschworen, nie eines andern Mannes Weib zu werden. Durfte sie den Schwur brechen? Durfte sie Freytagen, der es so redlich mit ihr meinte, betrügen, und ihm ein Herz geben, das noch mehr als zur Hälfte einem Andern angehörte? Durfte sie ihm die Hand ohne Liebe darreichen?

Diese Gedanken drängten sich Emilien bey Freytags unerwartetem Antrage auf, und raubten ihr so sehr die Besinnung, daß sie nicht zu ant-

worten im Stande war. Freytag bemerkte es. Ich habe sie erschreckt mit meinem Antrage, sagte er, und es ist billig, daß ich ihnen Zeit gönne, um sich zu erholen. Ueberlegen sie die Sache, liebe Freundin, und dann ertheilen sie mir eine Antwort, wie ich sie von ihrem truglosen Herzen erwarte. Schmerzen würde michs, wenn sie nicht die Meine werden könnten oder wollten, aber ich bleibe nichts desto weniger ihr Freund — bis in den Tod. Bey diesen Worten grief er nach seinem Hute, und entfernte sich. Emilie sank ihrer Mutter, die eine Zeugin dieses Auftrittes war, weinend in die Arme.

Diese gab sich alle Mühe, ihrer Tochter die vortheilhafte Seite dieses Antrags darzustellen. Du weißt es, Emilie, sagte sie, daß ich nie deiner Liebe zu Alberten entgegen war, daß ich nie in dich drang, sie in deinem Herzen zu unterdrücken. So lange noch Hoffnung war, billigte ich sie, aber nun, da sie hoffnungslos ist, muß ich sie tadeln. Albert ist tod, denn ungetreu ist er nicht, dazu dachte er zu edel. Was hindert dich nun, dein verwaistes Herz wieder neuer Liebe zu öffnen, und wo könntest du einen würdigern Gegenstand finden, als den edlen, biedern Freytag? Noch eines, meine liebe Tochter — hier stürzten Thränen aus ihrem Auge hervor — bitte ich zu überlegen, ehe

du Freytagen auf seinen Antrag antwortest. Du kennst unsre Lage. Ich werde alt, untauglich zu aller Arbeit, und bedarf bald mancher Dinge, deren ich bisher entbehren konnte. Auch du bist bald über die besten Jahre hinweg, und wer bürgt dafür, daß Gram und anhaltende Arbeit nicht auch deine Gesundheit zerrüttte? Was ist dann unser Loos? Betteln oder Erhungern. Freytag ist ein edler Mann, und wird unsre Stütze seyn im Alter. Entdecke dich ihm ganz. Sage es ihm, daß dein Herz nicht mehr frey sey, und daß du ihm nicht deine ganze Liebe, wohl aber die zärtlichste Freundschaft schenken könnest. Ich trüge mich, oder er wird mit dieser zufrieden seyn, und deine Mutter kann dann ohne Kummer ihrem Lebensende entgegen sehen.

So sprach Emiliens Mutter. Welchen Eindruck ihre Worte auf Emiliens sanft fühlendes Herz machen mußten, läßt sich denken. Sie sank zu ihrer Mutter Füssen, und drückte ihre Hände an den klopfenden Busen. Thränen hemmten ihr die Sprache, und sie barg ihr Gesicht in der Mutter Schoose. Lange lag sie in dieser Stellung, allein plötzlich ermunterte sie sich. Ja, rief sie mit einer Begeisterung, welche durch ihr thränenvolles Auge wie die Sonne durch die Regenschauer hervorblickte, sie sollen ruhig ihrem Lebensende entgegen sehen, Mutter! Freytag ist ein edler

Mann. Ich will mich ihm entdecken. Will er mit meiner Hand und einem Herzen voll Freundschaft zufrieden seyn, so soll er sie haben. Du zürnest nicht Albert, sezte sie schwärmerisch hinzu, indem sie beyde Hände zum Himmel empor streckte. Du zürnest nicht, wenn du aus den Gefilden der Seligen auf mich herabblickest. Deine Emilie bleibt dir treu, auch wenn sie ihre Hand einem andern biedern Manne giebt. Sie thut es aus Gründen, die du billigst. Sie thut es — — für das Wohl und die Ruhe ihrer Mutter.

Getrost stand Emilie nun da, drückte ihre tief gerührte Mutter ans Herz, und sah Freytags Zurückkunft mit Sehnsucht entgegen.

VIII.

Was kein Zufall, er mochte auch noch so verworren seyn, bey Freytagen zu bewirken im Stande war, das vermochte die Liebe — sie machte ihn verlegen. Er kam, und wußte nicht, wie er sich benehmen sollte. Aengstlich blickte er nach Emilien hin, und suchte in ihren Augen sein Urtheil zu lesen. Seine Liebe zu ihr war nicht brausend, aber der Wunsch, seine noch übrigen Tage mit der Freundin seines Herzens zu verleben, lag ihm doch so nahe an der Seele, daß er vor dem blossen Gedanken zitterte, ihn vereitelt zu sehen. Emilie be-

merkte seine Verlegenheit, und sie schmeichelte ihr, denn sie war ein Beweis, wie theuer sie ihm war. Sie eilte, ihn zu beruhigen, denn es lag ihr selbst daran, die Bürde des Geheimnisses bald vom Herzen los zu bekommen. Mit unbeschränkter Offenherzigkeit entdeckte sie ihm ihre ehemaligen Verhältnisse mit Alberten, und verschwieg es keineswegs, daß ihr Herz noch für ihn schlage, obwohl sie von seinem Tode überzeugt zu seyn glaubte. Genügt es ihnen an einem Herzen voll warmer Freundschaft, sagte sie, und glauben sie, es ertragen zu können, daß ich auch in ihrem Arme Alberten noch manche Thräne nachweine, so bin ich bereit, ihnen meine Hand zu geben.

Freytags Entzücken war gränzenlos bey Emiliens Erklärung, und die Aufrichtigkeit, mit der sie ihm ihr ganzes Herz entschleyerte, war in seinen Augen ein neues Verdienst, das sie ihm noch theurer machte. Freundschaft, wie sie eine Emilie fühlt, antwortete er, ist hinreichend, um mich glücklich zu machen. Sie ist dauerhafter, als brausende Liebe, die zwar berauscht, und im Taumel des Rausches manche frohe Stunde verursacht, aber bald verfliegt, und dann eine unerträgliche Leere im Herzen zurückläßt. Es ist billig, fuhr er fort, daß sie auch die frühern Schicksale des Mannes kennen lernen, dessen Gefährtin durchs Leben

sie zu werden sich entschliessen. Ich war nicht immer glücklich, Emilie, und mußte manche Thräne weinen, ehe ich zu dem Grade von Ruhe und Unabhängigkeit kam, in welchem sie mich kennen lernten.

L*** ist meine Vaterstadt. Mein Vater hatte nebst mir noch drey Söhne, welche ihm manche kummervolle Stunde verursachten. Er war ein geschickter Handwerker, der aber troz seines Fleisses doch kaum so viel erwerben konnte, als zu unserm Unterhalte und zu den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens hinreichte. An Ersparnisse für die Tage der Noth war gar nicht zu denken. Meine Mutter verlor ich frühzeitig. Der Gram über unsre bedrängten Umstände, und über die Härte, mit der mein Vater, wenn Nahrungssorgen ihn mürrisch machten, sie öfters behandelte, führte sie bald in die Grube. Ich verdanke ihr viel, meiner Mutter, denn jene Anhänglichkeit an Tugend, jene Beharrlichkeit in meinen Unternehmungen, und jene Festigkeit, welche mich in keiner Lage meines Lebens verließ, waren die Folge der edlen Grundsätze, welche sie in mein junges Herz zu legen wußte. Ihr Verlust machte mich untröstlich, denn ich wußte wohl, was ich in ihr verloren hatte. Auch mein Vater betrauerte sie tief, doch heilte die Zeit endlich seinen Schmerz, und seine

häuslichen Umstände nöthigten ihn, sich wieder zu verheurathen.

Seit dem Eintritte der Stiefmutter in unser Haus war alle Ruhe aus demselben, und alle Zufriedenheit aus unsern Herzen verschwunden. Sie behandelte uns alle mit der gränzenlosesten Härte, vorzüglich aber mich, der ich mir, durch was weiß ich auf diese Stunde noch nicht, ihren ganzen Haß zugezogen hatte. Auch mein Vater war nun härter gegen mich, und der Aufenthalt im väterlichen Hause wurde mir zur wahren Hölle gemacht. Mein Vater bildete mich zu seinem Gewerbe, und ich hatte schon viele Fertigkeit darin erreicht. Ich arbeitete mit Lust und fleissig, aber nie konnte ich etwas zu Danke machen. Lange hielt ich aus, aber endlich wurde mir die Last zu schwer. Ich entschloß mich, die Ruhe unter fremden Menschen zu suchen, die mir in dem Hause meines Vaters nicht gegönnt wurde, und floh im siebenzehnten Jahre meines Lebens davon.

Noch jezt schaudert mir die Haut, wenn ich daran denke, was ich bey diesem Schritte wagte. Ohne Kenntnisse, ohne Festigkeit des Charakters warf ich mich in die Welt, und wäre ich in schlechte Hände gerathen, so war ich für die Tugend auf immer verloren; allein die gütige Vorsicht hatte es anders beschlossen. Schon war ich

fern von meiner Vaterstadt. Mein Geld gieng auf die Neige, und ich sah der Nothwendigkeit entgegen, mich durchbetteln zu müssen, um eine ferne Seestadt zu erreichen, welche ich mir zum Ziele meiner Reise festgesezt hatte, als unvermuthet mein Schicksal eine andre Wendung bekam.

An einem frühen Morgen traf ich auf meiner Wanderung einen ältlichen Mann, der die nämliche Strasse gieng, und sich mir zum Reisegesellschafter bis zur nächsten Stadt anbot. Sein Ansehen war finster und mürrisch. Er war gut gekleidet, aber nichts war sonst an ihm zu sehen, das Wohlstand verrathen hätte. Er gieng zu Fusse wie ich, und trug ein kleines Päckchen, das alle seine Habseligkeiten zu enthalten schien, unter dem Arme. Aufmerksam betrachtete er mich einige Augenblicke, und ließ sich dann mit mir in ein Gespräch ein. Sein Ton und Stimme paßte nicht zu seinem Aeussern, denn jenes erregte Zutrauen, während dieses zurück schreckte. Er kannte die Menschen zu gut, und ich zu wenig, als daß es ihm nicht bald hätte gelingen sollen, in mein Geheimniß einzudringen. Er erfuhr alles, und ich bemerkte deutlich seine Theilnahme, als ich ihm die Härte schilderte, mit der ich behandelt wurde. Finstrer Ernst umwölkte aber seine Stirne, als er hörte, daß ich heimlich meinen Eltern entflohen sey.

Hast du auch bedacht, junger Mensch, sagte er, als ich betroffen meine Erzählung endigte, was du wagst, da du dich in die weite Welt wirfst, die du nicht kennst, und in der Niemand Antheil an dir nimmt? Es giebt Tausende, die mit ganz andern Kenntnissen versehen als du, nichts desto weniger hungern, und elend zu Grunde gehen müssen. Was darfst du anders erwarten, als dieses? Du bettelst dich einige Zeit durch, verwilderst an Seele und Leibe, und geräthst am Ende in Hände, welche dich mißbrauchen, und dich zum Bösewicht umschaffen. Hast du auch schon darüber nachgedacht, wie vielen Kummer dein Verschwinden deinem Vater verursachen mußte? Obwohl hart gegen dich, war er doch dein Vater, und fühlt nun den Schmerz, seinen Sohn dem Verderben entgegen gehen zu sehen. Da du im Stande warst, durch deiner Hände Arbeit ihn zu unterstützen, verliessest du ihn hartherzig in seinen bedrängten Umständen.

So sprach der Alte. Man denke sich den Eindruck, den seine Worte auf meine weich geschaffne Seele machen mußten. Von dieser Seite hatte ich meine Entweichung noch nicht betrachtet, und sie stand nun als ein Verbrechen vor meinen Augen da. Ich war sogleich entschlossen, und erklärte meinem Reisegefährten, daß ich sogleich zu meinem

Vater zurückkehren, geduldig jede Strafe meines übereilten Schrittes annehmen, und seine Stütze im Alter werden wolle. Auf der Stelle wollte ich es thun, und hatte schon meinen Fuß zur Rückkehr aufgehoben, als der Alte mich bey der Hand ergrif, und zurückhielt. Nie werde ich die sanfte, bezaubernde Heiterkeit vergessen, die in diesem Augenblicke sich über sein Gesicht verbreitete. Du bist ein guter unverdorbner Jüngling, das zeigt die Bereitwilligkeit, mit der du deinen Fehler gut zu machen wünschest, doch übereile dich nicht. Komm mit mir, mein Sohn! Das Schicksal hat dich in meine Hände geführt, und ich erkenne deutlich die Winke der Vorsehung. Folge mir bis in die nächste Herberge. Wir wollen da deine Lage überdenken, und ich will dir dann mit meinem besten Rathe beystehen. Es ist dann noch immer Zeit, zu deinem Vater zurückzukehren.

Willig folgte ich dem Manne, und es war, als zöge mich eine geheime Kraft zu ihm hin.

IX.

Von andern Dingen sprach nun mein Reisegefährte. Er suchte mich aufzuheitern, und es gelang ihm bald. Mit innigem Vergnügen hörte ich ihm zu, denn alles, was er sagte, trug das Gepräge der Wahrheit und selbst gemachter Erfahrung.

Wir kamen in einer Herberge an, und noch immer war nicht die Rede von meinen Angelegenheiten. Unvermerkt hatte der Alte die Bildung meines Herzens und Geistes geprüft, und schien damit zufrieden zu seyn. Ich hatte auch wirklich für die Sphäre, in welcher ich bisher lebte, manche Kenntnisse. Ich las fertig, schrieb eine leserliche Hand, rechnete mit Leichtigkeit, und hatte in den Feyerstunden manches gute und nützliche Buch gelesen. Der Abend floß schnell dahin, und erst, als wir zu Bette gehen wollten, fieng mein Reisegefährte über meine Angelegenheiten zu sprechen an. Ich habe über deine Lage nachgedacht, sagte er. Du gefällst mir. Es wäre Schade, wenn deine natürlichen Anlagen nicht ausgebildet würden, und das kann bey deinem Gewerbe nicht geschehen. Ich will dich, wenn du Zutrauen zu mir hast, bey mir behalten, und als meinen Sohn betrachten. Deinem Vater wollen wir schreiben, und ihn über deine Lage beruhigen. Ueberlege meinen Antrag, und sage mir Morgen Antwort. Gerne hätte ich ihm sogleich geantwortet, daß ich ihm folgen wolle; allein er verlangte, daß ich mich darüber bedenken sollte, und er schien mir der Mann zu seyn, der auf seinem Willen zu beharren wußte. Er hatte übrigens das Licht schon ausgelöscht, und sich zu Bette gelegt. Ich schwieg also, und begab mich ebenfalls zur Ruhe.

Daß ich nicht einschlaffen konnte, versteht sich von selbst. Mein Herz war zu voll, und meine Seele war mit den Bildern der Sorge, die mein Verschwinden meinem Vater verursacht haben mußte, des Trostes, welchen er bey der Nachricht von meinem Wohlergehen fühlen werde, und des Glücks, das mich erwartete, beschäftigt. Mein Herz hob sich zum Dank gegen die Vorsicht, und ich machte Entschlüsse in diesen Stunden, die mir die ganze Folge meines Lebens heilig waren. Erst gegen Morgen schlief ich ein, und würde vielleicht noch lange geschlafen haben, wenn mein Reisegefährte mich nicht geweckt hätte. Er stand an meinem Bette. Nun, sagte er, hast du meinen Antrag überlegt? Welches ist dein Entschluß? Daß ich ihnen willig folge, und sie als meinen Vater ehren und lieben werde, antwortete ich. Gut, sagte der Alte gerührt. Ich hoffe, es soll mich und dich nicht gereuen. Er holte nun aus seinem Reisebündelchen einen Schreibzeug, und schrieb an meinen Vater. Ich bemerkte, daß er Geld in denselben einschloß, und mein Herz schlug dem edlen Wohlthäter entgegen.

Nun laß uns eilen, sagte er, nachdem der Brief gesiegelt und überschrieben war. In der nächsten Stadt wollen wir ihn auf die Post geben, denn ich wünsche, daß dein Vater bald beruhiget

werde. Du wirst nun auch wissen wollen, wer ich bin, das mein Sohn — sollst du zu seiner Zeit erfahren. Einsweilen genüge es dir, zu wissen, daß ich es gut mit dir meine, und für dich sorgen werde. Ich reise, und zwar bald zu Fuß, bald zu Wagen, wie es meiner Laune zuträglich ist. Du sollst mich begleiten. Dieses ist der sicherste Weg, sich zu unterrichten. Du wirst manche Dinge sehen. Ich werde dir mit meinem Rathe beystehen, und den Standpunkt zeigen, aus dem du sie betrachten mußt. Noch eines muß ich dir zum Voraus sagen. Du wirst manchmal von meiner Laune zu dulden haben. Sie ist die Folge körperlicher Schwachheit, und der in meinen frühern Jahren erduldeten Leiden. Habe Geduld mit mir, und lasse meiner Laune nur immer ihren Lauf. Dieses ist das einzige Mittel, mich bald wieder zu beruhigen.

Ich fiel meinem Wohlthäter um den Hals, und versprach ihm unter Thränen, ihn kindlich zu lieben. Meine Zärtlichkeit rührte ihn tief. Wir machten uns auf den Weg, und — durchstrichen Länder und Reiche. Auf alles Merkwürdige machte mich Hallo, so hieß mein Wohlthäter, aufmerksam, und berichtigte meine Urtheile durch seine auf Erfahrung gegründeten Bemerkungen. Mein Kopf und Herz wurden gebildet, und ich fand

fand mich mit einem Schatze mancherley Kenntnisse bereichert. Was er mir vorgesagt hatte, traf richtig ein. Er hatte oft unsäglich schwarze Laune, doch fiel er in derselben Niemanden zur Last, und erholte sich immer, wenn man ihn nur ruhig seiner Wege gehen ließ, sehr geschwinde wieder.

Auf solche Weise waren schon mehrere Jahre verflossen. Mein ganzes Herz hieng an Hallo, und auch er liebte mich mit der Zärtlichkeit eines Vaters. Unvermuthet überraschte er mich mit dem Antrage, ihn nun zu verlassen. Ich gehe für immer in ferne Welttheile, sagte er, ohne Hoffnung, je wieder zurück zu kehren, und ich kann es dir nicht zumuthen, mich dahin zu begleiten. Für dein Unterkommen werde ich sorgen. Erinnere dich zuweilen deines Freundes, und ehre sein Andenken dadurch, daß du dich bestrebest, der Tugend treu zu bleiben. Rührung hemmte hier seine Worte, und auch ich war so gerührt, daß ich nicht antworten konnte. Endlich erholte ich mich, und warf mich zu seinen Füssen. Verstossen sie mich nicht, mein Vater, rief ich, indem ich seine Hände an mein Herz drückte, denn ich kann nicht ohne sie leben. Ich habe geschworen, sie nie, bis an den Tod nicht zu verlassen, und ich werde meinem Schwure getreu bleiben. Ich folge ihnen bis ans Ende der Welt, und nichts ist im Stande, mich von ihnen zu trennen.

Gerührt sah Hallo auf mich herab, und sank dann mit den Worten in meine Arme: Gut, mein Sohn, ich widerstehe nicht länger deiner zärtlichen Liebe, die meinem Herzen so wohl thut. Du sollst mich begleiten. Du sollst deinem väterlichen Freunde die Augen zudrücken, und dann der Erbe seines Vermögens seyn. Ich dankte ihm. Die Anstalten zur Reise waren bald getroffen, und in wenigen Tagen war Europa schon vor unsern Augen verschwunden, und wir befanden uns auf dem Wege nach dem südlichen Amerika.

X.

Unsre Reise war glücklich, und einige unbedeutende Stürme abgerechnet, kamen wir nach einigen Monaten wohlbehalten an dem Orte unsrer Bestimmung an. Während der Ueberfahrt hatte mir Hallo die Geschichte seines Lebens erzählt. Ich habe sie zu Papier gebracht, und hoffe, dir noch manchen Abend mit der Durchlesung dieser Papiere angenehm machen zu können. Er war von vornehmer Geburt, und seine reichen Eltern gaben ihm eine ihrem Reichthume und seiner künftigen Bestimmung angemessene Erziehung. Früh betrat er eine ehrenvolle Laufbahn, und erstieg bald durch seine Verdienste eine erhabne Stelle, von der aus er dem Vaterlande grosse Dienste leisten konnte.

Er leistete sie auch, allein sein Glück war zu rasch und groß gewesen, um dauerhaft zu seyn. Man nahm das Ohr des Fürsten gegen ihn ein. Sein Busenfreund ward zum Verräther an ihm, und stürzte ihn, um über ihn weg zu klettern. Er fiel. Seine Ehre wurde gebrandmarkt, und er konnte kaum dem Tode, oder einer ewigen Gefangenschaft entgehen. Sein Vermögen gieng verloren, doch rettete er noch so viel, daß er die Reise nach Amerika unternehmen, und eine nicht unbedeutende Pflanzung ankaufen konnte. Hier lächelte ihm das Glück wieder. Alle seine Unternehmungen gelangen, sein Wohlstand vermehrte sich mit jedem Tage, und bald war er einer der reichsten Pflanzer im Lande. Seit Jahren hatte er nichts mehr von seinem Vaterlande gehört, als ihn plötzlich die Lust anwandelte, noch einmal vor seinem Tode Europa zu sehen. Er übergab seine Besitzungen einem treuen Verwalter, und schifte über. Seine Reise war glücklich, und die Nachrichten, welche er von seinem Vaterlande einzog, die besten, die er nur erwarten konnte. Seine Ehre war gerettet. Sein treuloser Freund lag gestürzt zu seinen Füssen, und es hieng nur von ihm ab, seine alte Stelle wieder zu begleiten. Dieses lag nicht in seinem Plane. Er hatte einmal die Ruhe und Unabhängigkeit kennen gelernt, und konnte sich nicht entschliessen, sich nochmal — in goldne Ketten zwar —

aber doch immer in Ketten schmieden zu lassen. Dem Fürsten sagte er ein paar Worte ins Ohr, die die wohlthätigsten Folgen für das Land gehabt haben sollen. Auf das Haupt seines Feindes sammelte er feurige Kohlen, indem er ihm verzieh, und den Geächteten mit Wohlthaten überhäufte. Noch einmal sog er mit voller Brust die vaterländische Luft ein, und verließ dann auf immer diese Gegenden. Er durchreiste alle Länder Europens, und auf dieser Reise war es, wo ich ihn kennen lernte, und mir seine Liebe erwarb.

Hallo fand bey seiner Rückkunft alle seine Pflanzungen im besten Zustande, doch war es hohe Zeit, daß er ankam. Vor wenigen Tagen war der treue Verwalter gestorben. Hallo weinte ihm eine Thräne, die seinem Herzen Ehre machte, und übergab dann mir die Geschäfte und die Stelle des Verstorbnen. Mehrere Jahre lebten wir ein glückliches Leben. Ich betrachtete ihn als meinen Vater, und er liebte mich zärtlicher noch, als einen Sohn. Warum mußte dieses Glück so bald zertrümmert werden? Hallo fieng an zu kränkeln, schwand dahin, und sah seiner Auflösung entgegen. Kurz vor seinem Tode sezte er mich mit allen gerichtlichen Formen zum Erben seines grossen Vermögens ein, und starb dann, wie er es gewünscht hatte, in meinen Armen. Gerne wäre ich ihm in

die Grube gefolgt, und lange war ich untröstlich. Die Zeit hat zwar meinen Schmerz gelindert, aber täglich weine ich noch immer meinem Wohlthäter Thränen der aufrichtigsten Liebe.

Das Land, das meinen väterlichen Freund deckte, war mir zum Eckel geworden, und ich entschloß mich, es zu verlassen. Meine Pflanzungen verkaufte ich, und mein Geld legte ich sicher in verschiednen soliden Häusern nieder. Die Sehnsucht, wieder den Boden zu betreten, auf dem ich geboren war, begeisterte mich. Noch eine andere Ursache trieb mich, meine Abreise zu beschleunigen, ich wünschte nämlich, meinen Vater und die Meinigen an meinem Glücke theilnehmen zu lassen, und sie ebenfalls glücklich zu machen.

Glücklich kam ich in Europa, und eben so glücklich in meiner Vaterstadt an. Mit Vorbedacht hatte ich den Meinigen keine Nachricht zum Voraus gegeben. Ich wollte sie überraschen. Mit klopfendem Herzen nahte ich mich dem Hause meines Vaters. Ich trat ein, und schon hatte ich die Arme geöffnet, um ihn zu umfangen, als mir fremde, unbekannte Menschen entgegen kamen, und meine Freude plötzlich niederschlugen. Mein Vater und alle meine Geschwisterte lagen im Grabe. Man denke sich meinen Schmerz bey der

zerstörten Hoffnung, die mich über ferne Meere daher begleitete. Meine Stiefmutter lebte noch. Ich gab ihr, denn ich hatte alle Beleidigung vergessen, so viel, daß sie ein ruhiges Alter haben kann, weinte auf den Gräbern meiner Lieben, und floh dann auf immer davon. Eine Freystätte wollte ich mir in irgend einem andern Theile von Deutschland suchen, und kam auf meiner Wanderung hieher. Die Gegend gefiel mir, und ich entschloß mich, einige Zeit hier zu bleiben. Damals ahndete ich nicht, daß ich eine so theure, zärtliche Freundin hier finden würde.

Gepriesen sey die Vorsehung, rief nun Freytag gerührt, und Emilie sank ihm in die Arme.

XI.

Es machte nicht wenig Aufsehen, als es bekannt wurde, daß der fremde Sonderling, wie man Freytagen nannte, Emilien heurathen werde. Viele lachten ob der Nachricht, und meinten, das Pärchen tauge ganz für einander, der Murrkopf, der Niemanden Rede stehe, und die superkluge Müllern, welche sich besser als andre Menschen dünke. Die Gutdenkenden bedauerten Emilien, denn sie hielten Freytagen für einen Abentheurer. Andre, und vorzüglich das schöne Geschlecht, mißgönnte

ihr denselben. Es ist eine der vorzüglichsten Eigenschaften des Neides, daß der Neidische Andern nicht einmal das gönnt, was er für sich selbst zu gering schäzt, und nicht annehmen würde. Freytag und Emilie kümmerten sich wenig um das Gerede der Menschen. Sie fühlten sich glücklich. Verliebt waren sie nicht, besonders Emilie nicht, deren Herz noch immer von Alberts Bilde voll war, allein die Freundschaft vertrat bey ihnen die Stelle der Liebe, und sie versprachen sich selige Tage von ihrer Verbindung. Emiliens Mutter betrachtete ihre Tochter mit der wärmsten Dankbarkeit, denn sie war es in ihrem Herzen überzeugt, daß sie sich bloß aus der edlen Absicht, ihr ein ruhiges Alter zu verschaffen, zu diesem Schritte verstanden habe.

Nur noch wenige Tage waren bis zum Tage der Trauung, als sich etwas ereignete, das plötzlich der Sache eine andere Wendung gab. So geht es den Menschen. Mühsam entwerfen sie Plane, arbeiten Tag und Nacht an der Erreichung ihrer Wünsche, und wenn sie am Ziele zu stehen wähnen — kommt eine Kleinigkeit, und wirft in einem Nu alle ihre — — in ihren Augen kollossalischen Gebäude über den Haufen. Emilie und ihre Mutter waren emsig mit den Zubereitungen zur nahen Verbindung beschäftigt, und Freytag

hatte alle Hände voll mit der Ordnung seiner Geldgeschäfte zu thun. So lange er nur für sich lebte, überließ er die Sorge über sein Vermögen verschiedenen Wechselhäusern, und war zufrieden, wenn er so viel erhielt, als er brauchte; jezt aber, da er für eine Frau und einen vergrösserten Hausstand sorgen mußte, wollte er seinen Angelegenheiten selbst auf den Grund sehen, und andere Einrichtungen treffen. Das beschäftigte ihn oft den ganzen Tag, und nur die Abende brachte er bey Emilien zu.

An einem schönen Sommerabende, als Emilie Freytagen erwartete, und schon Hut und Fächer ergriffen hatte, um mit ihm spazieren zu gehen, brachte ihr der Postbothe einen Brief. Sie betrachtete ihn von allen Seiten, und konnte nicht errathen, woher ihr ein Brief kommen sollte. Seit Jahren stand sie mit Niemanden in Briefwechsel. Sie betrachtete die Ueberschrift, die ihr bekannt schien, doch konnte sie sich nur dunkel erinnern, schon einmal eine ähnliche gesehen zu haben. Besonders auffallend war ihr der Stempel des Briefs, denn nach diesem zu urtheilen, kam er aus einer Stadt, die an Italiens äusserster Gränze lag. Sie zitterte, als sie das Siegel erbrach, und es ahndete ihr, daß sie wichtige Dinge erfahren würde. Kaum hatte sie einige Worte ge-

lesen, als sie zu taumeln anfieng, und endlich besinnungslos zu Boden sank.

In eben dem Augenblicke öffnete Freytag die Thüre, und sah Emilien dahin sinken. Bestürzt sprang er herbey, und hob sie mit starkem Arme auf ein nahe stehendes Ruhebett. Noch immer hielt sie den Brief in ihrer Hand, und zwar so krampfhaft, daß es Freytagen Mühe kostete, ihr denselben zu entreissen. Daß dieser Brief die Ursache von der Ohnmacht seiner Freundin sey, sah er ein, und er entschloß sich, ihn zu lesen, ehe er nach Hülfe für die Ohnmächtige rief, um sein Benehmen darnach einrichten zu können. Er las, und mit jedem Worte, das er las, stieg seine Erwartung zu einem höhern Grade. Seine Hände fiengen an zu zittern, seine Augen rollten, und seine Brust hob sich so fürchterlich, daß man jeden Athemzug von ferne hören konnte. Seine Ueberraschung erstieg den höchsten Grad, als er die Unterschrift des Briefes sah, und drey Schritte sprang er zurück. Was Bonaro — — rief er, und drückte den Brief an sein Herz, an seine Lippen. Wohl mir, daß ich dir vergelten kann, Freund! Hastig grif er nach einer Bleyfeder, schrieb einige Worte unter den Brief, drückte ihn Emilien, die sich eben erholte, in die Hand, und sprang zum Zimmer hinaus. Auf der Diele begeg-

nete er Emiliens Mutter. Eilen sie zu ihrer Tochter, sagte er, indem er an ihr vorüber rannte. Es hat sie eine Ohnmacht angewandelt. Sagen sie ihr, daß ich als ein tröstender Engel bald wieder erscheinen werde. Ehe die erstaunte Frau ein Wort antworten konnte, war er schon aus ihren Augen verschwunden.

XII.

Dieses ist, dünkt mich, der schicklichste Augenblick, dem Leser zu erklären, was er ohne dieses in diesem Auftritte nicht begreifen würde. Der Brief, welcher Emilien so heftig angrif, war von Alberten, von ihren tod geglaubten, noch immer heiß geliebten Albert, dem sie aber in eben diesem Augenblicke durch ihre Verbindung mit Freytagen ungetreu zu werden im Begriffe stand. Dieser Gedanke, und die Freude, daß ihr Geliebter noch lebe, erschütterte sie so sehr, daß sie ohne Bewußtseyn dahin sank. Daß auch Freytag von dieser Entdeckung überrascht werden mußte, ist sehr natürlich. Seinen sonderbaren Ausruf aber, bey Erblickung der Unterschrift im Briefe, und sein plötzliches Verschwinden zu erklären, muß ich meine Erzählung weiter ausholen.

Als Freytag aus Amerika zurückkam, stand die halbe Welt in Kriegesflammen. Er kam auf einem englischen Schiffe, und mit englischen Pässen versehen in Livorno an, weil es seine Absicht war, Italien zu durchstreifen, und unter diesem milden Himmelsstriche sich ein Plätzchen zur Ruhe auszusuchen. Wenige Tage nur hielt er sich in Livorno auf, und reiste dann weiter — nach Neapel. Daß ganz Italien vom französischen Heere überschwemmt war, das hielt ihn nicht ab, denn er hatte ja gute Pässe, nahm an der Fehde nicht den entferntesten Antheil, und hatte daher von keiner der kämpfenden Partheyen etwas zu befürchten. Glücklich kam er durch eine grosse Strecke Italiens, und schon hatte er die Thürme von Neapel im Gesichte, als er von einem Haufen Franzosen umringt, und angehalten wurde. Er erschrack nicht, denn er war es schon gewohnt. Oefters schon war er angehalten worden, aber überall fand man seine Papiere in Ordnung, ihn keineswegs verdächtig, und ließ ihn ohne Anstand weiter ziehen. Dießmal sollte er nicht so leichten Kaufes davon kommen. Die ihn Umringenden waren die zügellosesten Menschen. Erst vor wenig Tagen waren sie aus dem Innern von Frankreich, halb gekleidet und ausgehungert, herbey getrieben worden. In einem ununterbrochnen Rausche begiengen sie die abscheulichsten Dinge, und hatten keinen Begriff

von

von Recht und Ordnung. Freytag dünkte ihnen eine gute Prise zu seyn, an der sie ihren Uebermuth kühlen, und vielleicht ihre Habsucht befriedigen konnten. Mit einer Unverschämtheit, die Niemand kennt, der sie nicht mit Augen gesehen hat, zwangen sie ihn, vom Wagen zu steigen, in welchem sie alles durchstöberten. Sie durchsahen seine Papiere, und als sie englische Pässe fanden, so wie auch seine Kleidung und Aeusseres einen Engländer verrieth, so geriethen sie in die fürchterlichste Raserey. Sie mißhandelten ihn auf das grausamste, und glaubten ihm nicht, als er sie in ihrer Sprache, die er so gut als ein Eingeborner sprach, versicherte, daß er ein Deutscher und kein Engländer sey. Der Wagen wurde zertrümmert, die Koffers erbrochen, und alles auf der Strasse umher gestreut. Seine Pässe traten sie mit Füssen, und beschlossen endlich, die Heldenthat damit zu bekränzen, daß sie dem Englischmann sogleich sein Recht anthaten. Sie zogen ihn bis aufs Hemde aus, und waren im Begriffe, ihn mit den Stricken, welche an seinen Koffern waren, an einem Baume aufzuhängen. Schon hatte er die Schlinge um den Hals, schon kletterte einer dieser Freyheitshelden auf den Baum, um diese grosse That zu vollenden, als — sein Retter erschien.

Es war der französische General Bonaro. Er wollte eben einen Besuch auf einer benachbarten Villa — so nennt man in Italien die Landhäuser — machen, als er von ferne den Auflauf auf der Strasse sah. Mit verhängtem Ziegel sprengte er darauf zu, und kam gerade noch zu rechter Zeit. Einige Augenblicke noch, und es war für Freytagen zu spät. Er erkundigte sich nach dem Vorfalle; allein keiner der Rasenden stand ihm Rede, denn von Subordination und Gehorsam wußten sie nichts. Sie fuhren in ihrer Arbeit fort, und eben sollte die Schlinge zugezogen werden, als Bonaro das Aeusserste für die Rettung eines Menschen zu wagen beschloß. Mit einer Hand ergrif er den Strick, und mit der andern schoß er den Freyheitssohn vom Baume, daß er wie eine angeschoßne Katze herunter purzelte, und sein Gehirn den übrigen ins Angesicht sprizte. Es war ein gewagter Schritt, der dem General sehr leicht selbst das Leben kosten konnte, allein daran dachte der edle Mann nicht. Es war ihm darum zu thun, einen Menschen zu retten, und um diesen Preis war ihm auch sein Leben nicht zu theuer.

Die kriechende Unterwürfigkeit, mit der die Rasenden sich nun zurückzogen, war ein Beweis, wie viel ein entschloßner Mann auch über die

roheſten Menſchen vermöge. All ihr Muth war mit einem Male dahin, und ſie bezeigten ſich nun eben ſo bereit, des Generals Befehle zu vollziehen, als ſie vorhin wenig auf ſeine Stimme hörten. Bonaro unterſuchte nun ſelbſt Freytags Päſſe, und fand ſie in der vortreflichſten Ordnung. Er überzeugte ſich, daß er kein Engländer ſey, und wenn auch — ſo waren die Soldaten nicht berechtigt, ihn ſo grauſam zu behandeln. Schämt euch, Kameraden, ſagte er zu ihnen, einer Grauſamkeit, die eines Franzoſen ſo ganz unwürdig iſt. Wollt ihr euer Vergehen wieder gut machen, ſo beſtrebet euch, dieſen beleidigten Mann zu beſänftigen. Beſorget ſogleich einen andern Wagen, und bringet ſeine zerſtreuten Effekte wieder in Ordnung.

Des Generals Befehle wurden pünktlich befolgt. Es war ein Auftritt, der ſelbſt dem erſchrocknen Freytag ein Lächeln abnöthigte, alle dieſe bereitwilligen Kammerdiener zu ſehen. Ehe eine Stunde vergieng, erſchien ein bequemer Wagen, die Koffers wurden zierlich gepackt, und Freytag rollte zu Neapels Thoren hinein. Es iſt billig, ſagte Bonaro bey dem Abſchiede zu ihm, daß ich die Beleidigungen meiner Untergebnen nach Vermögen gut zu machen ſuche. Ich erbitte mir es von ihnen, daß ſie in meinem Quartiere abſteigen.

Freytag nahm die Einladung an, und der General, da er erst in einigen Stunden nachkommen konnte, gab ihm einige schriftliche Worte an seine Leute mit, die ihn mit der ausgezeichnetsten Bereitwilligkeit empfiengen. Es ist ein Zeichen, daß der Herr ein menschenfreundlicher Mann ist, wenn seine Bedienten es sind, so wie die Ungeschliffenheit der Bedienten fast immer ein Beweis von dem Stolze oder der Roheit der Herrschaft ist.

Am Abende kam Bonaro von seinem Besuche zurück, und behandelte seinen Gast auf das freundschaftlichste. Gerne hätte er ihn einige Zeit bey sich zurückgehalten, denn er fand Geschmack an Freytagen, allein diesen war Italien durch den Vorfall zum Eckel geworden. Er besorgte ihm die gültigsten Pässe, versah ihn mit Empfehlungsschreiben, und entließ ihn weinend aus seinen Armen.

Dieser edle Mann — dieser Bonaro war Niemand anders — als unser Albert.

XIII.

Dieses erfuhr Freytag erst aus dem Briefe, welcher Emilien eine Ohnmacht zugezogen hatte. Bo-

naro hatte ihm — es ist ungewiß, ob aus Vorsatz, oder aus welchem Grunde — nichts davon gesagt, daß er ein Deutscher sey, und Freytag hielt ihn bis auf diese Stunde für einen gebornen Franzosen. Nun erfuhr er das Gegentheil. „Erinnerst „du dich noch deines Alberts, liebe Emilie? so „schrieb Bonaro. Ich müßte dich nicht kennen, „wenn ich daran zweifeln wollte. Wahr ist es, „ich ließ Jahre lang nichts von mir hören, doch „höre meine Entschuldigung, und entscheide. Die „Greuelszenen, welche Frankreich verwüsteten, über„raschten mich in den lieblichsten Träumen, daß ich „nun bald auf immer der Deinige seyn werde. „Eben hatte ich deinen lezten Brief erhalten, als „auch ich in dem Strome dahin gerissen wurde. „Die Flamme des Bürgerkriegs verwüstete auch „unsre Stadt, und alle Aussichten auf künftiges „Glück wurden mir dadurch zernichtet. Flucht war „nicht mehr möglich — nicht einmal, dir Nachricht „von meinem Unglücke zu geben. Aus Verzweif„lung warf ich mich in den Strudel, in der Hoff„nung, bald in demselben zu unterliegen, allein „das Schicksal hatte es anders beschlossen. Tau„sende giengen an meiner Seite zu Grunde, und „ich erhielt mich. Ich wechselte meinen Namen, „um als Deutscher nicht verdächtig zu werden. „Von Stuffe zu Stuffe stieg ich, und nun bin „ich General. Warum ich dir nicht früher schrieb,

„liebes Mädchen, und dich aus der bangen Unge-„wißheit riß? Im Anfange konnte ich nicht, und „nachher wollte ich nicht. Sollte ich dich mit in „die Schrecken des fürchterlichsten Krieges ziehen? „Durfte ich es wagen, um die Hand eines deut-„schen Mädchens zu werben, der ich den Degen „gegen ihr Vaterland gezogen hatte? Daß du „mich vergessen — daß du mir ungetreu werden „solltest, das fürchtete ich nicht, denn ich kannte „dich. Ich erwartete ruhig die Zeit, da ich mich „entdecken konnte. Jezt, da mit dem deutschen „Kaiser ein Waffenstillstand geschlossen ist, der den „Frieden zur Folge haben wird, frage ich dich — „ob du mich noch liebst, und deine Hand geben „willst — dem französischen General Bonaro, „oder — welches eben so viel ist — deinem treuen „Albert."

So schrieb Albert, und der Leser wird nun im Stande seyn, Freytags sonderbares Benehmen bey Durchlesung des Briefes sich erklären zu können. Kaum hatte er einige Worte gelesen, als er überzeugt wurde, daß Albert noch lebe, und seine Rechte auf Emilien geltend machen wolle. Diese Entdeckung war allerdings dazu geschaffen, ihn heftig zu erschüttern. Er glaubte, nur Freundschaft zöge ihn zu Emilien hin, allein der lose Schalk Amor hatte sich hinter der Larve der Freundschaft

versteckt, und Freytag liebte sein Mädchen so heiß, als man nur lieben kann. Sein Herz blutete bey dem Gedanken, daß sie ihm, da er nur noch einen Schritt zu seiner Verbindung mit ihr zu thun hatte, entrissen werden soll. Daher kam die Erschütterung, welche man so deutlich auf seinem Gesichte lesen konnte. Er las weiter, und am Ende des Briefes erfuhr er erst, daß dieser gefürchtete Albert Bonaro sey — der edle Bonaro, der sein Leben mit Gefahr des seinigen gerettet hatte. Nun schwand aller Unmuth, und machte der reinsten Freude Platz. Daher drückte er den Brief an sein Herz und an seine Lippen. Seine Dankbarkeit war stärker als seine Liebe, und in dem Momente der Entdeckung stand auch sein Entschluß fest. „Ich kenne deinen Albert, Emilie,“ schrieb er mit Bleyfeder in den Brief, „und liebe ihn.“ Dann eilte er auf den Flügeln der dankbarsten Freundschaft davon, um seinen Freund glücklich zu machen.

XIV.

Man denke sich Emiliens Erstaunen, als sie von ihrer Ohnmacht zurück kam, und die Worte las, welche Freytag unter Alberts Brief geschrieben hatte. Ihre Mutter erzählte ihr, mit welcher

Hast er an ihr vorüber, und zum Hause hinaus gesprungen war, und machte dadurch ihre Neugierde doppelt rege. Sie schickte sogleich nach seiner Wohnung, allein da war kein Freytag. Erst spät erfuhr sie, daß er sich auf der Post die raschesten Pferde habe vorspannen lassen, und davon gefahren sey. Sie vermuthete, und es war sehr wahrscheinlich, daß er seinen Weg nach Italien genommen habe. Mancherley Empfindungen drängten sich nun vor ihre Seele. Freude, daß Albert noch lebe, und sie liebe, stand im Vordergrunde, allein sie wurde durch den Gedanken, wie viel Freytag bey dieser Entdeckung gelitten haben mußte, sehr darnieder geschlagen. Auch die Neugierde, zu wissen, wie Freytag und Albert sich kennen lernten, machte ihr manche unruhige Stunde. Es war indessen nichts in der Sache zu ändern, und man mußte von der Zeit die Aufklärung alles dessen erwarten, was noch dunkel war.

Freytag eilte, so viel er konnte. Mit vollen Händen warf er das Geld hin, um die Reise zu beschleunigen. Zweymal fielen die Pferde vor Ermattung an dem Wagen, allein das hinderte nichts. Er bezahlte sie, ließ andre vorhängen, und eilte mit verjüngter Kraft vorwärts. Keine Aufopferung war ihm zu groß, um dem Retter seines Lebens einige Tage früher die so frohe Nachricht zu

bringen, daß seine Emilie ihn noch liebe. In einem Augenblicke, da Bonaro kaum vermuthen konnte, daß sein Brief bey Emilien angelangt sey, trat Freytag zu ihm in die Stube. Voll freudiger Ueberraschung sprang der General vom Stuhle auf, und eilte seinem Freunde entgegen; allein wie eine Statue blieb er mitten im Zimmer stehen, mit aufgehobnem Arme und offnem Munde, als dieser ihm von ferne schon zurief — Emilie Wandrahm schickt mich, ihren Albert zu holen, und ihn in ihre Arme zu führen. War das ein Zauberwerk, oder was war es? Wie kannte Freytag seinen wahren Namen? Wie kam er zu Emilien? Wie zu dem Grade des Vertrauens bey ihr, daß sie ihn zum Abgesandten wählte? Diese Gedanken drängten sich plötzlich vor Alberts Seele, und verursachten jenes Erstaunen, das ihm Bewegung und Sprache hemmte. Er bedurfte lange Zeit, ehe er sich von der Ueberraschung erholte, und das, was ihm Freytag nun erzählte, zu begreifen im Stande war. Endlich begrif er es, und sank seinem Freunde mit hoher Rührung in die Arme. Du lohnst mir herrlich, rief er aus, was ich für dich that. Ich rettete nur dein Leben, aber du opferst die sehnlichsten Wünsche deines Herzens auf, um mich glücklich zu machen. Bey Gott, du giebst mir unendlich mehr, als ich dir geben konnte.

Freytag drang nun in Alberten, daß er sogleich mit ihm zu Emilien zurück reisen sollte, und dieser, das ist natürlich, war es sogleich zufrieden. Der Waffenstillstand war noch lange nicht zu Ende, und es hatte allen Anschein, daß der Friede folgen werde. Es fiel also dem General nicht schwer, Urlaub und Pässe zu erhalten, und am dritten Tage nach Freytags Ankunft war er schon mit ihm auf der Rückreise. Ihre Reise war glücklich, und Emilie wurde eben so angenehm von ihrem Albert überrascht, als Freytag diesen überrascht hatte. Die Szenen des Wiedersehens zu schildern bin ich nicht im Stande. Freytag freute sich seines Werkes, und wenn ihm manchmal das Herz wehe thun wollte, so erinnerte er sich nur des Auftrittes, wie er mit dem Stricke um den Hals am Baume stand, und Bonaro sein Retter wurde. Weg war dann aller Schmerz, und das Gefühl der Dankbarkeit loderte wieder hoch in seiner Seele. Bald fand er die Gränzen der Freundschaft gegen Emilien wieder, und zog sich mit männlicher Stärke darin zurück. Von diesem Augenblicke an war er unter den Glücklichen der Glücklichste, denn er nahm Theil an der Wonne eines Jeden.

Albert hatte sich, ohne daß eine Seele über ihn wegen Grausamkeit oder Erpressungen zu kla-

gen Ursache hatte, ein ansehnliches Vermögen erworben. Er war im Stande, eine Frau zu ernähren, und drang in Emilien, ihm ihre Hand zu reichen. Dieses war der sehnlichste Wunsch ihres Herzens, und sie sank mit einem freudigen Ja in seine Arme. Am Tage der Trauung überraschte Freytag die Liebenden mit der Schenkung seines halben Vermögens. Ich hätte es euch ganz geben können, sagte er, denn ich brauche nichts mehr, weil ich bey euch leben und sterben will, allein ihr hättet vielleicht Umstände gemacht. Nach meinem Tode gehört es euch doch. Man denke sich die hohe Rührung dieser Menschen bey Freytags großmüthigem Betragen.

Der Friede kam zu Stande, und Albert kehrte nicht wieder nach Italien zurück. Er kaufte sich ein Landgut in der reitzendsten Gegend, die sich denken läßt. Da leben diese Menschen in unbeschreiblicher Glückseligkeit. Wenn irgend etwas ihre Ruhe zu stören im Stande wäre, so ist es die Furcht, ihren Freund Freytag bald zu verlieren. Er kränkelt, und reift allmählig zum Grabe. Wenn er zuweilen eine Thräne in Emiliens oder Alberts Auge sieht, so sucht er sie zu trösten. Was weinet ihr, meine Lieben, sagt er dann? Einer aus uns muß voran

gehen, und nach der Ordnung der Dinge bin ich es, denn ich bin der älteste. Nur eine kurze Trennung, und wir werden wieder vereinigt werden, da — wo keine Thräne mehr fließt.

III.

Eine Szene aus der grossen Welt.

Zur Warnung für Eltern und Kinder.

I.

Es war an einem schönen Sommertage, als ich in dem Hause meines Freundes, des Pfarrers in Lindenhain anlangte, um ein paar Tage, die ich meinem Geschäfte abmüssigen konnte, bey ihm zuzubringen. Das waren mir die frohesten Stunden, die ich mit ihm verleben konnte, und wenn die Menschen in der Stadt mich recht gehezt, und das Blut mir tüchtig durcheinander gerüttelt hatten, so war nichts im Stande, mich zu beruhigen, als wenn ich ins Freye eilen, und meinem Freunde die Noth meines Herzens klagen konnte. Er weinte dann manche Thräne mit mir, und brachte es durch seine kaustische Bemerkungen bald dahin, daß ich über meine Kleinmuth lachen mußte. Auf der Schule hatten wir uns kennen gelernt, und waren damals schon Freunde gewesen. Das Schicksal trieb uns dann hinaus in die weite Welt, den Einen links, den Andern rechts. Wir wurden tüchtig von dem launevollen Glücke gehudelt, und mußten manches über uns verhängen

lassen, ehe wir einen festen Ruhepunkt fanden. Endlich trafen wir uns wieder, ich als Rath des Fürsten in Z***, und mein Freund als Pfarrer in Lindenhain. Er konnte selten abkommen von dem Orte seiner Bestimmung, denn er begnügte sich nicht damit, seinen Pfarrkindern alle acht Tage eine saft- und kraftlose Predigt vorzukauen, sondern er war ihr Freund, ihr Rathgeber, ihre Zuflucht in jeder Verlegenheit geworden. Es geschah nichts im Orte von einiger Bedeutung, darüber man ihn nicht zu Rathe gezogen hätte, und alle betrachteten ihn als ihren Vater und treuesten Freund. Konnte er mich nun nicht besuchen, so besuchte ich ihn desto fleissiger.

An einem Sommerabend also gieng ich nach Lindenhain, und freute mich schon im voraus der frohen Stunden, welche ich mit meinem Freunde verleben würde. Ich traf ihn nicht zu Hause, doch sagte mir seine Haushälterin — geheurathet war er nicht, der Pfarrer in Lindenhain, und warum nicht, das erzähle ich den Lesern bey einer andern Gelegenheit — daß er versprochen habe, bald wieder zu Hause zu kommen. Man hatte ihn zu einer erkrankten Reisenden nach einem entlegnen Mayerhofe geholt, und er war sogleich bereit gewesen, ihr zu Hilfe zu eilen. Er war nicht von der Art so mancher, die, wenn sie gerufen werden,

den, sich erst erkundigen, ob die Nothleidenden auch den Beichtpfenning zu bezahlen im Stande sind, und sollten sie auch im vollen Ornate schon dastehen, Perüke und Kirchenrock wieder ablegen, wenn sie erfahren, daß nichts zu erholen sey. Die Aermsten sind mir immer die liebsten, sagte er, denn diese Menschen haben nicht eine so dicke Kruste um die Herzen, als die Reichen. Es gelingt mir eher, sie zu beruhigen, und oft bin ich im Stande, durch eine Kleinigkeit ihnen zu helfen, da ihre Krankheit eine Folge der Armuth ist. So dachte mein Freund in Lindenhain. Möchten doch viele Pfarrer denken, wie er! Sie wären dann die nützlichsten Menschen auf dem Erdenrunde, und gerne würde man ihnen die Einkünfte gönnen, um die man sie jezt beneidet, weil man weiß, daß sie dieselben in Müssiggang und Sünden verzehren.

Schon einige Stunden hatte ich in meines Freundes Bibliothek zugebracht — — man denke, ein Pfarrer, der eine Bibliothek hat, welch ein Wunder! — und der Tag fieng an zu sinken. Ich erkundigte mich nach dem Wege, auf dem er zurück kommen mußte, und gieng ihm entgegen. Endlich kam er, allein von ferne sah ich schon, daß düstre Wolken auf seiner Stirne lagen. Freude glänzte zwar in seinem Auge, allein sie blickte

durch seine Thränen, wie die Sonne an einem Herbsttage durch den Nebel. Herzlich drückte er mich an seine Brust. Nie warst du mir willkommner, Freund, sagte er, als heute, denn es ist mir wahre Wohlthat, die Gefühle meines Herzens in deinen Busen ausschütten zu können. Ich habe wieder einen Beytrag zur Geschichte des menschlichen Jammers erhalten. Theilnehmend drückte ich ihm die Hand, und ernst und stille wandelten wir dem Pfarrhause zu.

II.

Diesen Morgen, so erzählte mir mein Freund, nachdem wir uns mit einer traulichen Pfeiffe in einer Laube seines Gartens gelagert hatten, kam einer meiner Pfarrangehörigen, und berief mich zu einer Kranken, welche sich nach mir sehnte. Vor einigen Tagen war sie in einem Anzuge, welcher die größte Armuth verrieth, und von Müdigkeit, wahrscheinlich noch mehr vom Hunger so entkräftet, daß sie nicht mehr weiter konnte, in seinem Hause angekommen. Sie bat um ein Nachtlager, und der Mann, dem ein biedres Herz unter der Jacke pocht, nahm sie gerne auf. Am frühesten Morgen wollte sie wieder weiter, allein in der Nacht befiel sie Uebelkeit, welche seit dem von Stund zu Stunde zunahm. Der Mann that sein

Möglichstes, und als er sah, daß ihre Seele noch mehr als ihr Körper litt, so machte er ihr den Antrag, ob sie nicht mit dem Pfarrer des Ortes sprechen wolle. Er ist ein wahrer Menschenfreund, unser Pfarrer, sagte er mit dem Tone der Gutmüthigkeit, und in allen unsern Nöthen unser Rathgeber und Trost. Sie darf sich nicht fürchten, Madam, fuhr er fort, daß er etwa Geld für seinen Gang fodere. Er thut es wahrlich gerne, und ist nicht von denen, die, wenn sie nicht Geld blinken sehen, weder Hand noch Fuß rühren. Im Gegentheile, er giebt noch, so viel seine Kräfte vermögen. Eine hohe Röthe überflog das Gesicht der Kranken, und eine Thräne drängte sich mühsam aus ihrem vertrockneten Auge hervor. Es würde ihr lieb seyn, sagte sie, den Pfarrer kennen zu lernen, der ein biedrer Mann seyn müsse, da er sich die Liebe seiner Untergebnen in so hohem Grade eigen gemacht habe, und der Mann sprang eilend davon. Alles dieses erfuhr ich aus dem Munde der Kranken selbst, und du kannst denken, wie wohl dieses Zeichen des Wohlwollens meinem Herzen that.

Ich fand die Kranke sehr schwach, doch bemerkte ich bald, daß Seelenkrankheit sie tiefer drücke, als körperliche Gebrechen. Es lag mir alles daran, ihr Vertrauen zu erwerben, denn ich

rechnete darauf, daß es ihr Herz erleichtern, und daher auch ihrer Gesundheit zuträglich seyn würde, wenn sie ihren Kummer in den Busen eines Freundes niederlegen könnte. Ich erreichte meine Absicht bald, denn ihr Herz ist gut, und edle Herzen schliessen sich gerne und vertrauungsvoll an andre an. Nur böse Menschen und solche, denen daran liegt, daß Niemand in ihr Inneres blicke, stossen den Menschenfreund zurück, der es gut mit ihnen meint. Die Kranke faßte bald Vertrauen zu mir, und ehe eine Stunde vergieng, entdeckte sie mir schon die geheimste Geschichte ihres Lebens. Ihr Ausdruck war sehr gebildet, und mit ihrem ärmlichen Aussehen in dem stärksten Abstande. Noch ehe ich etwas von ihrer Geschichte wußte, war ich überzeugt, daß sie eine vollkommne Erziehung erhalten habe, und fand mich in meiner Erwartung nicht getäuscht.

Freude glänzte auf dem Gesichte der Kranken, als sie einen Menschen gefunden hatte, der sie zu verstehen schien, und es nicht unter seiner Würde hielt, mit ihr zu weinen. Sie mußte sehr mißhandelt worden seyn, das sah ich daraus, daß sie schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, Menschen zu finden, die ihre Menschenliebe weiter, als zur Darreichung eines Stückchen Brodes ausdehnen wollten. Lange sträubt sich der Mensch, ehe

er alles Zutrauen zu seines Gleichen, und die Hoffnung auf beßre Zeiten aufgiebt. Wenn die Hoffnung ihn einmal verläßt, dann hat er den höchsten Grad seines Elendes erstiegen. Sie befand sich wirklich schon besser, als sie durch Thränen und Mittheilung ihr Herz erleichtern konnte, und war bald im Stande, mir ihre Geschichte zu erzählen. Sie rührte mich tief, und ich bin versichert, Freund, daß sie auch diese Wirkung auf dein Herz hervorbringen wird.

III.

Mein Vater — ich erzähle mit den Worten der Kranken, sagte mein Freund — ist der Graf G*** zu W***. Sein Name ist ihnen vielleicht bekannt. Er bekleidet noch jezt eine der ansehnlichsten Stellen im Staate, und besizt ein grosses Vermögen. In meiner frühesten Jugend verlor ich meine Mutter. Ein unersetzlicher Verlust für mich, denn sie war eine vortrefliche Frau. Mit ihrem Tode begann mein Unglück. Mein Vater heurathete wieder. Seine neue Gattin war schön, reich und geistesvoll, allein ein Mutterherz hatte sie nicht, besonders für die Kinder ihrer Vorfahrerin nicht. Mein Bruder, der einige Jahre älter war, und ich wurden von ihr mit der äussersten Härte behandelt. Bald theilten sich ihre Gesin-

nungen auch meinem Vater mit, denn er liebte sie, und aus Liebe zu ihr wurde er hart gegen seine Kinder. Sein Glück war es noch, daß sie keine Kinder erhielt, denn sonst würden wir ganz das Opfer geworden seyn. Mein Bruder litt weniger von der Härte der Stiefmutter, denn er war der einzige Sohn, und die Hoffnung grosser Aussichten für meinen Vater. Auf mich fiel ihr Arm mit doppelter Schwere, und wer weiß, ob ich nicht damals schon untergelegen wäre, wenn sich nicht der Himmel noch meiner erbarmt hätte. Eine Schwester meines Vaters lebte ferne von der Hauptstadt. Sie war Wittwe, und hatte keine Kinder. Bey einem Besuche in unserm Hause sah sie, wie hart ich behandelt wurde, und fühlte Mitleiden mit mir. Sie machte meinem Vater den Antrag, mich zu sich zu nehmen, und für meine Erziehung zu sorgen. Meine Mutter war froh, mich los zu bringen, und in einigen Tagen reiste ich mit meiner Muhme nach ihrem Gute ab.

War das Haus meines Vaters mir zur Hölle gemacht worden, so befand ich mich nun bey meiner Muhme in dem Himmel. Sie war eine vortrefliche Frau. Alles verdanke ich ihr, und vorzüglich die Stärke, welche mich bis jezt unter der Last des Unglücks, das so fürchterlich auf mich eindrang, noch aufrecht erhielt. Sie bildete mich,

und wohl mir, wenn ich den Lehren, welche sie mir so nahe ans Herz zu legen suchte, immer getreu geblieben wäre. Die Bildung meines Kopfs und Herzens übernahm sie, und meine übrige Erziehung übergab sie Leuten, welche sie sorgfältig dazu wählte. Ohne meiner Eigenliebe zu schmeicheln — wenn ich auch einst an dieser Schwachheit kränkelte, so haben mich bittere Arzneyen davon geheilt — muß ich gestehen, daß ich in meinem sechzehnten Jahre ein gebildetes Frauenzimmer war. Die Männer versicherten mich, daß ich schön sey, und auch mein Spiegel gab mir dasselbe Zeugniß. Was mich aber am ehesten davon überzeugte, war der Neid, mit dem andre Weiber auf mich herab blickten.

Die Absicht meiner Muhme war, mich bis zu meiner Verheurathung bey sich zu behalten. In dem Zeitpunkte, sagte sie zu mir, wenn dein Herz zu sprechen anfängt, ist dir eine Freundin am nöthigsten. Ich will sie seyn, diese Freundin. Ich will, ohne dich zu zwingen, deine Wahl leiten, und an mir soll es nicht liegen, wenn du nicht glücklich wirst. Ich wäre es auch sicher geworden, wenn sie am Leben geblieben wäre; allein der Tod entriß mir sie zu früh. Wir lebten in einer ziemlich lebhaften Provinzialstadt, und den Sommer brachten wir auf dem Lande zu. Alles, was auf

Bildung Anspruch machte, suchte den Zutritt in dem Hause meiner Muhme; allein sie war äusserst strenge in der Auswahl ihrer Hausfreunde. Jedem, dessen Leumund auch nur auf die entfernteste Art verdächtig war, blieb die Thüre auf immer verschlossen. Es konnte nicht fehlen, daß viele Menschen, die sich ein Vergnügen daraus machen, jedem Frauenzimmer Süssigkeiten vorzusagen, auch mir, wie man sagt, den Hof machten, allein sie verloren ihre Mühe. Mein Herz fühlte noch nichts. Erst gegen das Ende meines Aufenthaltes bey meiner Muhme erschien ein Mann, der mir nicht gleichgültig war, und an den mich mein Herz hinzog. Er war ein Kurländer, Baron von M*** nannte er sich, und hatte eine Schwester bey sich, welche ein sehr gebildetes Frauenzimmer war. Die feine Art, mit der er mich behandelte, ohne wie andre mit faden Schmeichelehen mich zu bestürmen, rührte mich unendlich, und wer weiß, ob es nicht damals schon zu Erklärungen zwischen uns gekommen wäre, wenn nicht ein trauriger Zufall mich plötzlich von ihm getrennt hätte.

Meine Wohlthäterin starb, und mit ihr gieng meine Glückseligkeit zu Grabe. Ein habsüchtiger Vetter eilte bey dem ersten Rufe von ihrem Tode herbey, und nahm von allem Besitz. Ich schien ihm ein sehr überflüssiges Erbstück zu seyn. Im

Anfange zwar würdigte er mich seiner Aufmerksamkeit, als ich aber seinen plumpen Witz, und seine Unverschämtheit einige Male so abfertigte, wie er es verdiente, gab er mir zu verstehen, daß ich ihm zur Last sey. Er schrieb an meine Eltern. Es kam Geld, und ich reiste nach dem elterlichen Hause zurück.

IV.

In der Hauptsache fand ich in dem Hause meines Vaters nichts geändert. Meine Stiefmutter spielte noch immer den unumschränkten Herrn, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich nun als Recht zueignete, was er ihr einst bloß aus Liebe zugestanden hatte. Mein Bruder war entfernt. In einer öffentlichen Anstalt hatte er seine Erziehung erhalten, und nun befand er sich auf einer hohen Schule. Das Gerücht sagte, daß er ein hoffnungsvoller und biedrer Jüngling sey. Ich sah ihn nie wieder, denn ehe er zurück kam, war ich schon in den Wirbel des Unglücks dahin gerissen. Mein Vater durfte im Hause kein entscheidendes Wort sprechen, und war froh, wenn er durch Geschäfte ausser demselben gehalten wurde. Bey dem ersten Blicke sah man es, daß er ein sehr unglückliches Leben führte, und ich bedauerte ihn.

Noch jezt, da Unglück aller Art mich mürbe und stumpf gemacht hat, verursacht mir das Andenken an das erste Wiedersehen zwischen meiner Stiefmutter und mir noch Vergnügen. Sie mochte sich vermuthlich keine sehr vortheilhafte Vorstellung von mir gemacht haben, denn was wir nicht wünschen, das hoffen wir nicht. Auf jedem Falle erwartete sie nicht ein gebildetes und gutgeartetes Frauenzimmer bey sich eintreten zu sehen, denn um dieses zu erwarten, mußte sie daran denken, daß sie um eben so viel Jahre älter geworden war, als ich, und wie konnte sie das, sie — die noch immer glänzen, noch immer für jung angesehen seyn wollte? Drey Schritte sprang sie zurück vor Entsetzen, als sie mich erblickte, und war, das war wirklich viel für sie, einige Augenblicke unschlüssig, wie sie mich behandeln sollte. Bald erholte sie sich indessen von ihrer Ueberraschung, und von diesem Augenblicke an fiel ihr Haß in doppeltem Maase auf mich. Mein Vater wäre gerne in meine Arme gesunken, allein er durfte nicht. Sein Herz blutete, das sah ich oft, wenn er mich mißhandeln sah, allein er hütete sich, seine Gefühle laut werden zu lassen.

Sorgfältig verbarg mich nun meine Mutter vor den Augen aller Welt, denn sie fürchtete, daß

sie an meiner Seite zur Matrone werden, oder wohl gar einen Anbeter verlieren könnte. Mägdedienste mußte ich im Hause versehen. Jedes Vergnügen wurde mir versagt, jeder Umgang mit gebildeten Menschen versperrt, und — das that mir am wehesten — Bücher, Musik, Malerey, kurz jede feinere Beschäftigung im höchsten Grade verbannt. Mit diesen Kränkungen war indessen meine Stiefmutter noch nicht zufrieden. Ganz entfernt mußte ich werden, um ihr nie schädlich werden zu können, und auch dazu wußte sie Rath. Vergrösserungssucht, und Streben nach Hoheit waren meines Vaters schwache Seiten. Diese benüzte sie. Sie stellte ihm vor, daß ich aufgeopfert werden müsse, damit mein Bruder desto höher steigen könne. Mit Wenigem, sagte sie, kann das Mädchen in einem Kloster untergebracht werden. Das ganze Vermögen bleibt dann beysammen, und es wird deinem Sohne ein Leichtes seyn, die Hand der reichsten Erbin im Lande zu erhalten. Das Vatergefühl wurde durch die Begierde nach Grösse betäubt, und er gab seine Einwilligung. Es wurde sogleich in einem entfernten, und in der rauhesten Gegend gelegenen Kloster ein Platz für mich ausgemacht, und der Tag war schon bestimmt, da ich hingebracht werden sollte.

Man denke sich meine Lage und meine Verzweiflung. Ich — mit meinem warmen Herzen, mit meiner erhaltnen Bildung sollte nun alle meine übrigen Tage in den stillen Mauern eines Klosters vertrauern. Doch würde ich mich dazu verstanden haben, denn um aus dem elterlichen Hause zu kommen, wäre ich in die Hölle gewandert, wenn sich nicht etwas ereignet hätte, das mich zwar aus diesem Hause rettete, dagegen aber in ein anders namenloses Elend stürzte.

V.

Sie werden, so fuhr die Kranke fort, nachdem sie sich von der schmerzhaften Empfindung, die die Rückerinnerung an vergangne Leiden in ihr rege machte, erholt hatte, sich des Barons M*** erinnern, der ehemals schon in dem Hause meiner Muhme Eindruck auf mein Herz machte. Dieser erschien plötzlich in unsrer Stadt — in unserm Hause. Mit dem Gepränge eines reichen Mannes kündigte er sich an, und bald war kein Haus, in dem er nicht gerne gesehen wurde. Auch bey meinen Eltern erhielt er den Eintritt, weil er, wie ich späterhin erfuhr, meiner Stiefmutter bey verschiedenen Gelegenheiten, da er sie in glänzenden Zirkeln traf, geschmeichelt hatte,

und sie eine Eroberung an ihm gemacht zu haben glaubte. Mehrmals war er schon in unserm Hause gewesen, ohne daß er mich, oder ich ihn sah, denn meine Mutter trug Sorge, mich zu entfernen, wenn sie Besuch erhielt. Endlich, nachdem er Bescheid in dem Hause wußte, fand er mich. Wer beschreibt meinen Schrecken, mein Erstaunen, als ich ihn sah? Wenig fehlte, daß ich nicht in Ohnmacht neben ihn sank. Er bemerkte es, und es mag ihn nicht wenig geschmeichelt haben, doch ließ er sich nichts merken. Er durfte es auch nicht wagen, sich lange mit mir zu unterhalten. Lesen sie diesen Brief, sagte er, indem er mir ein Papier in die Hand drückte, er wird sie von dem unterrichten, was ich ihnen jezt nicht mündlich sagen kann. Hastig und voll Furcht überrascht zu werden, sprang er davon.

Es war allerdings ein Fehler von mir, daß ich den Brief annahm, und ein noch größrer, daß ich ihn las, allein man denke sich die Ueberraschung, in die mich M***s unverhoftes Erscheinen versezte, und dann — meine verzweiflungsvolle Lage, in der ich mich befand, und in in welcher ich jeden Stab begierig ergrif, der mir zur Stüze dienen konnte. So bald ich konnte, eilte ich mit dem Briefe auf meine Stube, und las ihn. „Ich weiß nicht — so

„schrieb er — ob sie sich meiner noch erinnern.
„Ich, das schwöre ich, habe sie nie verges-
„sen, denn ihr liebliches Bild haftete zu tief
„in meiner Seele. Doch jezt nichts von dem,
„sondern von dem nothwendigsten. Ich bin zu
„ihrer Rettung gekommen, und nur von ihnen hängt
„es ab, ob sie mich als ihren Retter annehmen
„wollen. Ihre ganze Lage ist mir bekannt, und
„ich bedaure sie. Ohne Rettung sind sie verloren,
„wenn sie nur noch einige Tage warten, und aus
„den Mauern, wohin man sie führen will, befreyt
„sie, haben sie einmal den Fuß dahin gesezt, nur
„der Tod. Ich darf es nicht wagen, öffentlich
„mit ihnen zu sprechen, wenn ich nicht alles mit
„einem Male verlieren will, und eine geheime
„Zusammenkunft ist nothwendig, um ihnen die
„Plane zu ihrer Rettung zu entdecken. Diesen
„und die drey folgenden Abende — der vierte
„Tag, das wissen sie, ist zu ihrer Abreise nach
„dem Kloster bestimmt — werde ich mich, wenn
„alles ruhig ist, vor ihrer Thüre einfinden, und
„es hängt von ihnen ab, ob sie Vertrauen genug
„in mich setzen, mich einzulassen. Friedrich von
„M***."

So lautete der Brief. Er war ganz so ab-
gefaßt, wie er seyn mußte, damit ich in M***s
Absichten keinen Verdacht sezte, und in die

Schlinge eingieng. Hätte er zu kühn von seiner Liebe gesprochen, so würde ich troß meiner verzweifelten Lage mich nicht zu einer geheimen Zusammenkunft verstanden haben. Ich willigte ein, und am Abende des folgenden Tages schlich M*** sich ungesehen auf meine Stube. Ich kannte nur zu gut die Folgen, wenn er entdeckt würde, und zitterte davor, allein ich stand am Abgrunde des Verderbens, und war fest entschlossen, das Aeusserste zu meiner Rettung zu wagen. M*** betrug sich bey dieser Gelegenheit auf eine Weise, welche ihm, wäre mein Herz auch gleichgültig gegen ihn gewesen, meine ganze Achtung erworben hätte. Er schilderte mit herzlichster Theilnahme das traurige Leben, zu dem ich bestimmt war, und schloß mit der Versicherung, daß er bereit sey, sein Leben für mich zu wagen. Ich sehe indessen nur ein Mittel übrig, sie zu retten, sagte er, und dieses ist — hier sank er zu meinen Füssen — daß sie mir ihre Hand reichen. Schon damals liebte ich sie, als ich in dem Hause ihrer Muhme sie kennen lernte, und stand im Begriffe, mein Herz und Treue ihnen darzubieten, als ein feindseliges Schicksal uns trennte. Nur Liebe führte mich nach W***. Urtheilen sie von meinem Schrecken, als ich aus dem Munde ihrer Stiefmutter selbst erfuhr, daß sie auf ewig in die dumpfigen Mauern eines Klosters eingesperrt

werden sollten. Verzeihen sie, holdes Mädchen, die Art, mit der ich mich ihnen aufdränge. Verzweiflung und die Nothwendigkeit entschuldigt sie. Geben sie mir ihre Hand, und sie sind gerettet. Ich führe sie zu meiner Schwester, verbinde mich mit ihnen am Fusse des Altars, und bin überzeugt, daß wir dann die Verzeihung ihres Vaters erhalten. Mein Stand bringt ihnen keine Schande, und mein Vermögen reicht hin, eine Frau zu ernähren. Mein Karakter, glaube ich, ist von der Art, daß sie glücklich mit mir leben werden. Entscheiden sie, ich beschwöre sie, über mein und auch — über ihr eignes Schicksal.

Man denke sich meine Lage. Vor mir den Abgrund eines traurigen, freudenleeren Lebens, von einer Seite einen gebildeten Mann, der mein Retter werden wollte, und von der andern mein Herz, das schon lange für ihn schlug, und nun durch sein edles Betragen neuerdings gewonnen wurde. Ich fühlte indessen ganz das Unschickliche und Gefährliche dieses Schrittes. Nie würde ich mich dazu entschlossen haben, wenn nicht die Umstände so dringend gewesen wären. Am dritten Tage wurde wirklich der Reisewagen meiner Mutter gepackt, und mir befohlen, auf den folgenden Morgen mich zur Reise nach dem Kloster bereit zu halten. Nun war keine Zeit mehr zu ver-

verlieren. Weinend sank ich in M***s Arme, verließ mit ihm das Haus, in dem ich geboren wurde, und folgte willig, wohin er mich führte.

VI.

Es war schon alles zur Flucht bereit, und in der Strasse harrte unser ein mit raschen Pferden bespannter Reisewagen. Wir sezten uns ein, und rollten davon. Lange war ich nicht im Stande, ein Wort zu sprechen, denn Furcht vor der Entdeckung, und Scham vor meinen gewagten Schritten engten mein Herz fürchterlich. M*** betrug sich bescheiden, und überschrit nie die Achtung, welche der Biedermann einem rechtlichen Frauenzimmer auch in der hülfloseſten Lage schuldig ist. Er bot alles auf, mich zu beruhigen, und es gelang ihm. Nach einer glücklichen aber beschwerlichen Reise, denn wir fuhren Tag und Nacht, kamen wir in B*** an. Hier empfieng mich M***s Schwester mit offnen Armen, und schien, mich erwartet zu haben. Sie war schön und sehr gebildet, doch war sie zu lebhaft, und dachte über manche Stücke zu frey, als daß ich mich enge an sie hätte anschliessen können.

M*** wurde dringender, und versuchte es ein paar Male, sich Freyheiten heraus zu nehmen; da er aber sah, daß ich mich beleidigt fühlte, so zog er sich bald wieder in die Gränzen der Ehrfurcht zurück. Er flehte um Vergebung, und ich verzieh ihm gerne, denn ich liebte. Mit Thränen im Auge klagte er mir, daß sich ein Hinderniß unsrer Verbindung in den Weg stelle, an das er nicht einmal gedacht habe. Sie sind katholisch, ich lutherisch, sagte er, und diese Verschiedenheit der Religion ist ein grosser Stein des Anstosses in meinem Vaterlande wegen der Erbfolge der Kinder. Ich habe indessen alles schon so eingeleitet, daß ich an dem glücklichen Erfolge nicht zweifle, nur der Aufschub meines Glücks ist mir peinlich. Ich kenne ein Mittel, diesem Uebel abzuhelfen, allein ich zittere, ihnen den Antrag zu thun. Nur das Bewußtseyn meiner redlichen Absichten, und der Wunsch, sie bald die Meinige nennen zu können, verleihen mir Muth. Dieses Mittel ist — uns hier im Lande trauen zu lassen, die Verbindung aber so lange geheim zu halten, bis meine Angelegenheiten im Vaterlande im Reinen sind.

Mit einer Miene, welche deutlich seine Furcht, zurückgewiesen zu werden, verrieth, erwartete

M*** meine Antwort, und jubelte vor Freude, als ich in seinen Antrag willigte. Mir lag daran, durch priesterliche Einsegnung seiner Hand mich zu versichern, denn nur durch dieses Mittel konnte ich meine Ehre vön der untilgbaren Brandmarkung bewahren. Deßwegen willigte ich in eine heimliche Trauung. Ob ich früh oder bald als seine Gattin öffentlich auftreten, und ob ich viel oder wenig mit ihm erheurathen würde, das bekümmerte mich wenig, denn ich liebte ihn, und würde an seiner Seite auch in einer Hütte glücklich gelebt haben. M*** dankte mir unter Thränen der Wonne für meinen Entschluß, und eilte, die nothwendigen Anstalten zu treffen. Am Abende des nämlichen Tages noch trat er mit einem Manne, dessen Aeusseres einen Geistlichen verrieth, in meine Stube. Hier ist der Freund, sagte er, der unsere Verbindung gesetzlich machen will. Mein Busen klopfte hoch vor Freude. Der Geistliche sprach seinen Segen mit Anstand und Würde, die Schwester meines M*** war Zeuge der Handlung, und ich sank von Liebe und Zärtlichkeit überwältigt sanft weinend in seine Arme.

Einen Monat lang lebte ich in der glücklichsten Ehe. Rückerinnerung an das Vergangene,

und ein Blick in die Zukunft machten mir wohl manchmal trübe Augenblicke, allein M*** wußte durch Zärtlichkeit jede keimende Schwermuth so gut zu tilgen, daß ich immer bald wieder heiter wurde. Er versprach, nun an meine Eltern zu schreiben, und wir hofften zuversichtlich, da die Sache nun einmal nicht mehr zu ändern war, und mein Gatte so großmüthig meinem Vermögen ganz entsagen wollte, daß eine Aussöhnung zu Stande kommen werde. Aus Kurland hatte M*** ebenfalls, wie er mich versicherte, erfreuliche Nachrichten erhalten, und der Zeitpunkt nahte, daß er mich öffentlich als seine Gattin dahin führen könne. Ich hatte nicht den entferntesten Zweifel an der Wahrheit alles dessen, was er mir sagte, und fühlte mich in seinen Armen glücklich. Lotte sah unser Glück, und schien den zärtlichsten Antheil daran zu nehmen. Ihre muntere Laune und Witz würzte unsere Unterhaltung. Mit einem spöttischen Lächeln, das ihr sehr gut stand, warnte sie uns oft, wenn wir über unsrer Liebe Himmel und Erde zu vergessen schienen, unsre Zärtlichkeit nicht zu übertreiben, weil man, wie sie sagte, auch mit den leckersten Speisen sich den Magen verderben kann. Die Verrätherin! Sie wußte, daß mein Glück ihrem Ende sich nahe.

VII.

An einem schwülen Sommertage war M*** mit seiner Schwester nach dem Thiergarten gefahren. Fast alle Tage machte er solche Ausflüge, auf denen ihn Lotte immer begleitete. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, mich öffentlich zu zeigen, ehe ich unter meinem wahren Namen auftreten konnte, und gieng daher nie aus dem Hause, doch dachte ich nicht unbillig genug, eine solche Eingezogenheit auch von meinem Gatten und meiner Schwägerin zu fordern. Mir war es angenehm, wenn sie sich zerstreuten, und die einsamen Stunden waren mir von je her die angenehmsten. Ich beschäftigte mich in denselben so nützlich, als ich konnte, und seit meiner Standesveränderung vertändelte ich dann manche Stunde mit phantastischen Bildern einer frohen Zukunft. Auch nicht die mindeste Ahndung hatte ich von meinem nahen Unglücke, und eben jezt beschäftigte ich mich mit einem Ueberblicke der häuslichen Freuden, die meiner noch warteten, als der Schleyer auf die fürchterlichste Weise von meinen Augen gezogen wurde. Klärchen, das Aufwartermädchen meiner Schwester, an der ich immer vielen Antheil genommen hatte, weil ich sie für gut und unverdorben hielt,

stürzte bleich und zitternd in mein Zimmer, und zu meinen Füssen hin. Ich vermuthete, daß ihr ein Unglück begegnet sey, und wollte mich eben voll Theilnahme darnach erkundigen, als ich zu meinem Schrecken erfuhr, daß nur ich die Bedaurungswürdige sey.

Ich kann es nicht länger mit ansehen, sagte das zitternde Mädchen, daß sie auf eine so unverschämte Weise von Menschen betrogen werden, in die sie ihr volles Zutrauen setzen, und an welchen ihre ganze Seele hängt. Durch Eigennutz und grosse Versprechungen ließ ich mich zur Theilnahme an der schwärzesten That bereden. Ich achtete es für keine Sünde, sie zu betrügen, denn — verzeihen sie, gnädige Frau — ich glaubte, sie wollten es nicht besser haben, und hätten sich dem Herrn Baron von selbst in die Arme geworfen. Seit dem ich aber ihre Unschuld und ihre reine Absichten kenne, machte mir mein Gewissen die fürchterlichsten Vorwürfe, und ich entschloß mich, ihnen die Augen zu öffnen, sollte ich auch selbst darüber zu Grunde gehen. Sie glauben, fuhr sie fort, als sie sah, daß ich starr vor Schrecken da saß, und nicht zu antworten im Stande war, des Herrn von M***s Gattin zu seyn, allein sie sind es nicht, und der

Geistliche, welcher sie traute, war ein erkaufter Betrüger. Sie halten Lotten für die Schwester des Barons, allein auch hierin gehen sie irre. Sie war, und ist noch seine Mätresse, welche aus Eigennutz die Hand dazu bot, sie zum Zeitvertreibe in seine Hände zu verkuppeln.

Mit einem lauten Ausrufe des Entsetzens sank ich bey dieser traurigen Entdeckung in Klärchens Arme. Besinnungslos und betäubt lag ich lange da, bis mir die Begierde, das ganze Schröckliche meiner Lage kennen zu lernen, neue Kraft und Stärke gab. Ich drang in Klärchen, mir alles zu sagen, und sie fuhr fort. M*** ist wirklich ein Kurländer, und hat in seinem Vaterlande grosse Besitzungen. Wie wäre es sonst möglich, seinen grossen Aufwand zu bestreiten. In H*** lernte er Lotten kennen, die schon damals ihre Reitze zu Prozenten anschlug, verliebte sich in sie, und wurde bald mit ihm einig. Sie folgte ihm nun auf seinen Reisen von Stadt zu Stadt, und nahm, um weniger aufzufallen, vor der Welt den Namen seiner Schwester an. Bey ihrer Muhme lernte M*** sie kennen, und liebte sie. Lotte war eine zu gute Menschenkennerin, um den Eindruck nicht bald zu gewahren, den sie auf ihn

gemacht hatten. Sie war indessen nicht eifersüchtig, denn ihr war nicht um M***s Herz, sondern nur um sein Geld zu thun. Großmüthig entschloß sie sich, die Kupplerin seiner Lüste zu werden. Ich bin gewiß, sagte sie zu ihm, daß du einst mit Vergnügen wieder in meine Arme zurück kehren wirst, und gönne dir die Freude der Veränderung. Sie hatte richtig gerechnet. M*** nahm ihren Antrag mit offnen Händen an, und bezahlte sie fürstlich dafür.

Schon damals würde der Plan dieser boshaften Menschen gelungen seyn, wenn nicht der Tod ihrer Muhme sie noch einmal aus ihren Händen gerettet hätte. M*** war untröstlich über dieses unvermuthete Hinderniß, allein Lotte wußte ihn zu beruhigen. Man änderte nun die Plane, und beschloß, ihnen bis in ihre Vaterstadt nachzufolgen. M*** kam gerade in dem Zeitpunkte da an, als sie von ihrer grausamen Mutter nach dem Kloster gebracht werden sollten, und wußte diesen Umstand für seine Absichten zu benutzen. Lotte erwartete sie hier mit Ungeduld, und hatte schon den Betrüger gedungen, der die Rolle des Priesters spielen mußte. Sie kamen, und wurden ein Opfer ihres warmen Herzens und der Bosheit andrer Menschen.

Ich bin ein armes Mädchen, schloß Klärchen ihre Erzählung. Noth brachte mich in Lottens Dienste, und Noth zwang mich, zu ihren schwarzen Handlungen zu schweigen. Erst dann, als ich sie, gnädige Frau, kennen lernte, und sie mich mit so vieler Liebe behandelten, erwachte mein Gewissen. Mein Herz blutete, wenn ich sah, wie so ungewarnt sie in ihr Verderben rannten. Schon lange suchte ich Gelegenheit, mich ihnen zu entdecken, allein ich fand sie nicht. Als ich aber heute ein Gespräch zwischen M*** und Lotten erlauschte, und dadurch erfuhr, daß sie nächstens verschwinden, und sie hilflos zurück lassen wollten, stand der Entschluß fest vor meiner Seele, sie zu warnen. Würde ich sie heute nicht allein getroffen haben, so hätte ich alles gewagt, und mich öffentlich mit meinem Bekenntnisse zu ihren Füssen gestürzt.

VIII.

Schon lange hatte Klärchen zu erzählen aufgehört, und ich saß noch immer ohne Bewegung, und unvermögend, ein Wort zu sprechen. Endlich ermannte ich mich. Der Gedanke fuhr

durch meine Seele, daß Klärchen vielleicht eine Betrügerin sey, und bloß boshafter Weise meine Ruhe stören wolle. Kannst du mir Beweise liefern, rief ich ihr zu, von dem, was du sagst? Ja, gnädige Frau, antwortete sie, das bin ich im Stande. Ich sah es vor, daß sie Mißtrauen in mich setzen könnten, und das mit Recht, denn wer sich einmal so tief erniedrigte, zu Betrügereyen Andrer zu schweigen, kann auch selbst ein Betrüger werden. Hier sind zwey Briefe, welche M*** an Lotten schrieb, als er in ihres Vaters Hause Eintritt erhielt. Sie kennen seine Hand, und sind im Stande, sich von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen.

Mit ängstlicher Hast grif ich nach den Briefen, und las sie. Leider war es nur zu wahr, was Klärchen mir erzählte, und ohne meine Augen vor dem hellsten Lichte der Wahrheit zu verschliessen, durfte ich nicht mehr länger an ihrer Aussage zweifeln. In dem ersten Briefe erzählte M*** seiner angeblichen Schwester, daß er glücklich in W*** angekommen sey, und schon Eintritt in den angesehensten Häusern der Stadt, und auch in dem Hause meines Vaters erhalten habe. Er berichtete ihr, daß ich von meiner Stiefmutter in ein Kloster gebracht wer-

den soll, und daß er auf diesen Umstand einen Plan gegründet habe, der ihm sicher gelingen werde. Mich habe er zwar noch nicht gesehen, sezte er hinzu, allein er werde schon Mittel finden, sich an mich heranzudrängen. Der zweyte Brief war kurz vor meiner Entweichung aus dem väterlichen Hause geschrieben. Frohlockend berichtete M*** seiner Lotte, daß alles über alle Erwartung ihm glücke, daß ich mich in seine Arme geworfen habe, und alles auf die kommende Nacht zur Flucht bereit sey. Du darfst uns also jede Stunde erwarten, schloß er diesen Brief. Da ich indessen zweifle, daß die Schwärmerin sich anders, als nach einer gesetzlichen Verbindung, mir überlassen wird, so bereite alles zu unsrer verabredeten Farze vor, und mache, daß Heinrich seine Rolle als Geistlicher gut spielen lernt. Er soll auch dafür bezahlt werden.

War das nicht überzeugend genug? M*** hatte mich aus dem Hause meines Vaters gestohlen, hatte meinen Namen mit unauslöschlicher Schande gebrandmarkt, hatte das Heiligste der Religion gemißbraucht, um mich zu täuschen, und stand im Begriffe, mich zu verlassen, und dem Elende preis zu geben. Noch in die-

ser Stunde begreif ich nicht, wie ich das Fürchterliche dieser Entdeckung aushalten konnte, ohne zu unterliegen. Ich war in einer schröcklichen Spannung. Keine Thräne ließ sich im Auge blicken, kein Seufzer hob die Brust, und ich überlegte mit einer erstarrenden Kälte meine Lage. Verschiedene Plane drängten sich in meiner Seele hervor, die ich aber nach reifer Ueberlegung alle wieder verwarf. Ich wollte meine Rache in dem Blute des Betrügers kühlen, und dann mein eignes Herz durchbohren, um der Schande zu entgehen, allein ich war nicht im Stande, den blossen Gedanken an diese That ohne Schaudern lange zu ertragen. Ich wollte mich der Gerechtigkeit in die Arme werfen, und sie um Hilfe anrufen, allein der Gedanke, daß dann mein Name entdeckt, und ich vielleicht als eine Betrügerin, oder — wohl gar als eine feile Dirne behandelt werden könnte, schreckte mich zurück. Endlich entschloß ich mich dazu, mich durch die Flucht aus den Armen des Betrügers zu retten, und die Rache dem Himmel zu überlassen.

Fest stand dieser Entschluß vor meiner Seele, und ich schritt sogleich zur Ausführung, denn ich wollte nicht M***s und Lottens Rückkehr

abwarten. Wüthend rannte ich zum Schreibschranken, steckte einiges Geld und unbedeutende Kleinigkeiten zu mir, stieß Klärchen, die mir folgen wollte, rasend zurück, und eilte angezogen, wie ich war, ungesehen zum Hause und zum Thore hinaus.

XI.

Unaufhaltsam rannte ich fort. Schon blinkten die Sterne am Himmel, als ich vor Ermattung am Wege niedersank. Lange lag ich da in dumpfem Hinbrüten, bis endlich die Natur erlag, und ein todtenähnlicher Schlaf sich meiner bemeisterte. Ich mochte wohl einige Stunden geschlafen haben, denn der Tag graute schon im Morgen, als ich erwachte. Der Schlaf hatte mich gestärkt, und die Spannung hatte nachgelassen. Ich fühlte nun meinen jammervollen Zustand. Thränen erleichterten mein Herz, und ich war im Stande, über meine Lage nachzudenken. In meinem Anzuge — ich hatte ein seidnes Kleid und feine Wäsche mit Kanten — durfte ich nicht bleiben, wenn ich mich nicht aller Welt zur Schau, und der Gerechtigkeit in die Hände liefern wollte. Eben so

nothwendig war es, einen festen Plan für meine Reise fest zu setzen, um nicht in der Irre umher zu laufen. Ich entschloß mich, im nächsten Dorfe meine Kleider umzutauschen, und dann — wenn ich ferne von der Stadt seyn würde, mein Brod durch Händearbeit zu verdienen. Das Haus meines Vaters stand freylich als der sicherste Zufluchtsort vor meinen Augen, allein wie durfte ich es wagen, mich dort zu zeigen?

Glücklich führte ich den ersten Theil meines Planes durch, denn ich fand im nächsten Dorfe eine Bauersfrau, die mir gegen meinen Anzug einen der ihrigen überließ. Ich begreife es jezt noch nicht, war es Dummheit, daß sie das Sonderbare meines Ansuchens nicht fühlte, oder Eigennutz, da meine Kleider vom Werthe waren, der ihr den Mund verschloß. Wie leicht hätte sie mich dem Richter des Orts entdecken können, und ich wäre dann in neue Verlegenheit gerathen. Sie that es indessen nicht, gab mir ihre Kleider, nahm die meinigen, und ich verließ den Ort so entstellt, daß ich mich kaum selbst erkannte. Mit dem andern Theile meines Planes glückte es mir nicht. An unzähligen Orten schon hatte ich mich zur Arbeit angetra-

gen, aber überall ohne Erfolg. Viele lachten mir ins Gesicht, wenn ich von Arbeiten sprach, und meinten, was anders möchte ich wohl gelernt haben, aber Arbeiten wäre meine Sache nicht, das sähe man mir an. An manchen Orten wurde ich hart behandelt, und einige Male lief ich Gefahr, in gerichtliche Untersuchung zu kommen. Meine Gesundheit wurde durch den Kummer und die ungewohnten Unbequemlichkeiten einer Reise zu Fusse zerrüttet, und mein Geld war bald aufgezehrt. Ich mußte zu dem lezten, das ich hatte, einem unbedeutenden Schmucke meine Zuflucht nehmen. Ein Jude gab mir vielleicht den zwanzigsten Theil des Werthes. Lange konnte ich mich nicht entschliessen, das Lezte, was ich besaß, so zu verschleudern, allein da der Jud mir drohte, es der Obrigkeit anzuzeigen, der daran liegen müsse, zu erfahren, wie Steine von solchem Werthe in die Hände eines Bauernweibes gekommen seyen, bemächtigte sich Furcht meines Herzens. Ich warf die Steine hin, strich das Sündengeld ein, und eilte davon.

Täglich überzeugte ich mich mehr, daß es mir nie gelingen würde, durch meiner Hände

Arbeit mein Brod zu verdienen. Kein Mittel blieb mir übrig, mich zu ernähren, als das — Betteln, und davor schauderte mir. Ich war fest entschlossen, eher alles zu wagen, und bey meinem Bruder Hilfe zu suchen. Ich kannte ihn zwar nur wenig — doch mein Herz sagte mir, daß er Mitleid über meine traurige Lage fühlen würde. Sollte mich meine Hoffnung trügen, so konnte er nichts weiter thun, als mich der Rache und den Händen meiner Stiefmutter übergeben, und auch darauf war ich gefaßt, denn ich war fest entschlossen, lieber das Härteste zu leiden, als noch länger in der Ungewißheit umher zu irren, und doch am Ende in meinen Untergang zu rennen. Schon eine grosse Strecke Wegs habe ich gemacht, allein nun sind meine Kräfte erschöpft, und meine Baarschaft aufgezehrt. Wer weiß, ob ich mich je erholen werde. Ich segne indessen mein Schicksal, das mich gerade in dem Augenblicke, da ich des Trostes so sehr bedarf, in ihnen einen Menschenfreund finden ließ, — der Theil an meinem Schicksale nimmt. Genese ich, so setze ich meinen Weg fort, und sterbe ich, so melden sie meinen Tod meinen Anverwandten. Vielleicht, daß sie dadurch, und durch das Gemälde meiner ausge-

stand-

standnen Leiden mit meinem Andenken ausgesöhnt werden.

So endigte die Kranke ihre Erzählung, sagte mein Freund, und du kannst denken, wie sehr ich dadurch gerührt wurde. Ich suchte ihren Geist zu beruhigen, und es gelang mir so ziemlich, da ich ihr die Hoffnung in der Ferne zeigte, daß sich ihr Schicksal vielleicht noch bessern werde. Ich habe einen Plan zu ihrer Rettung entworfen, und hoffe, daß er mir gelingen wird.

So sagte mein Freund. Ich verlebte noch einige vergnügte Tage mit ihm, und kehrte dann nach der Stadt, und zu meinen Geschäften zurück.

X.

Schon einige Monate verflossen, ohne daß ich den Pfarrer in Lindenhain wieder hätte besuchen können. Briefe erhielt ich sehr oft von ihm, und keinen, in dem er mir nicht von Amalien, so hieß die Kranke, sprach. Er hatte an ihren Bruder sich gewendet, und ihm Nach-

richt von ihrem traurigen Schicksale gegeben. Da sie indessen nicht auf dem Mayerhofe so lange bleiben konnte, so trug er ihr an, so bald ihre Gesundheit sich etwas gebessert hatte, in sein Haus zu kommen, und da die Antwort abzuwarten. Sie nahm den Antrag an, den sie hatte volles Zutrauen zu dem biedern Manne gefaßt, und konnte seinem freundschaftlichen Dringen nicht widerstehen. Die Ruhe kehrte allmählig in ihr Herz zurück, und mein Freund gab sich alle Mühe, sie durch tröstende Aussichten in eine frohe Zukunft täglich mehr zu befestigen. Ihr Umgang wurde bald freundschaftlich, denn sie lernten sich kennen, und in eben dem Maase schätzen. Sie zitterten vor dem Gedanken, sich trennen zu müssen, und erschracken, als dieser Augenblick endlich erschien. Amaliens Bruder schrieb, daß es ihm geglückt habe, den Vater zu besänftigen, vorzüglich, weil die Stiefmutter seit einiger Zeit kränkle, sich dem Tode nahe fühle, und ihr Betragen gegen ihre Kinder sehr bereue. In ihres Vaters Haus könne zwar Amalie jezt nicht zurückkehren, weil ihr Verschwinden noch in zu frischem Andenken stehe, doch habe er ihr eine Stelle bey einer Verwandtin ausgemacht, wo sie gut behandelt werden sollte. Er schickte

zugleich das nöthige Geld, und äusserte den Wunsch, daß sie bald an den Ort ihrer Bestimmung sich begeben möchte.

Erfüllt waren also Amaliens Wünsche, besser erfüllt, als sie je hoffen durfte, und doch empfand sie etwas in ihrem Herzen, das es ihr unmöglich machte, Freude über die glückliche Wendung ihres Schicksals zu empfinden. Sie zitterte vor dem Gedanken, ihr geliebtes Lindenhain, in dem sie schon einheimisch geworden war, und den Freund, der ihr so theuer war, verlassen zu müssen. Auch dem Pfarrer glänzte eine Thräne im Auge, als er Amalien den Brief ihres Bruders vorlas, und von der nahen Trennung mit ihr sprach. Es war lustig, mit anzusehen, wie diese Menschen sich umher trieben, und ihren Gefühlen den wahren Namen nicht zu geben wußten. Sie nannten es Freundschaft, und es war Liebe, heisse, innige Liebe, die sich in ihre Herzen eingeschlichen hatte. Sie waren indessen zu unverdorbne Menschen, als daß sie sich nicht bald hätten verständigen sollen. Sie gestanden sich, daß die Trennung ihnen schmerzlich falle, sie versicherten, daß sie glücklich zusammen gelebt hatten, und sie san-

ken sich endlich mit dem Schwure in die Arme, daß sie ewig für einander zu leben wünschten. Nun war die Sache im Reinen.

Sie haben durch den Schritt, der sie in den Augen der Welt herab sezte, in meinen Augen nichts verloren, sagte der Pfarrer zu Amalien. Die verzweiflungsvolle Lage, in der sie sich befanden, entschuldigt es, daß sie sich dem Manne in die Arme warfen, der sie zu retten versprach. Sie glaubten ihre Ehre dadurch gesichert, daß sie sein Weib wurden. Die Schande fällt ganz allein auf den Betrüger zurück, und ich halte mich für geehrt, wenn sie mir ihre Hand reichen wollen. Die zarte Schonung, antwortete Amalie, mit der sie mich von dem ersten Augenblicke an behandelten, erfüllte mein Herz mit der gränzenlosesten Achtung gegen sie. Erst schlug es ihnen Dank entgegen, bald als ich sie näher kannte, Freundschaft, und unmerklich — — sezte sie sanft erröthend hinzu — — die wärmste Liebe. Ja, Freund, jezt erst kenne ich die Liebe, denn das, was ich für M*** fühlte, verdient diesen Namen nicht. Es waren Gefühle, welche von dem Drange der Umstände herbey ge-

führt, und nicht auf gegenseitige Achtung, den unentbehrlichsten Attribut der Liebe, gegründet waren.

So bald ihre Herzen sich verständigt, und ihr Mund sich erklärt hatte, machte der Pfarrer Anstalten, den Wunsch seines Herzens zu erreichen. Er wendete sich an Amaliens Bruder, und dieser, der ein Biedermann war, frohlockte, seine Schwester in den Armen eines braven Mannes glücklich zu sehen. Auch der Vater gab seine Einwilligung, und die Sachen kamen bald in Richtigkeit. Ich erhielt einen Brief von meinem Freunde mit der Bitte, zu ihm zu kommen, und durch keine Geschäfte mich abhalten zu lassen. Ich eilte dahin, voll Erwartung, was er mir denn so Nothwendiges zu sagen haben würde. Wer beschreibt mein freudiges Erstaunen, als er mir bey meinem Eintritte in sein Haus Amalien als seine Gattin vorstellte. Freude leuchtete aus ihren Augen, und ich nahm an ihrem Glücke den herzlichsten Antheil.

Mein Freund lebt vergnügt mit Amalien, und segnet die Vorsehung, welche sie ihm zu-

führte. Jede Stunde erwartet er einen lebenden Zeugen seiner Liebe, und ich habe meinen festlichen Rock zu rechte gelegt, um den kleinen Weltbürger als Pathe über der Taufe zu halten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Schinner.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, A.

Kleine Romantische Erzählungen

Nürnberg u.a. 1807

P.o.germ. 958 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115117-2